An der polnischen Grenze.

An der polnischen Grenze.

An der polnischen Grenze.

Ein Lebensbild

von

Julie Burow

(Frau Pfannenschmidt).

Wien.

[1861]

Druck und Verlag der typogr.-liter.-artist. Anstalt

(L. C. Zamarski & C. Dittmarsch).

Bromberg! fünfzehn Minuten Aufenthalt!

Der Schaffner sagte es, indem er die Thüren der Waggons öffnete, und wie ein übertretender Strom ergoß sich die Menge der Reisenden auf den Perron und in die Wartesäle, um sich nach der Nachtreise durch den bereitstehenden warmen Kaffee zu erquicken.

Diejenigen, welche hier das Ziel ihrer Reise fanden, und deren war eine ziemliche Anzahl, begaben sich, ihre Gepäckzettel in der Hand, an den Ausladeplatz. Dort gab es Gewühl, lautes Rufen; die nummerirten Träger liefen mit ihren Lasten auf den Schultern, durch den offenen Flur und suchten den Reisenden Droschken, alles wogte ziemlich wild durch einander und ein junger, hübscher Mann, der einen Violinkasten unter dem Arme trug, suchte vergeblich nach einem Beamten, der gegen Aufzeigung der Marken, die er in der Hand hoch empor hob, seinen Hund, der bereits laut heulte, aus der Haft des Thiercoupées entlassen sollte.

Während er dieserhalb noch eifrig hin und her eilte, verlief sich allmälig das Gedränge. Die Weiterreisenden suchten ihre Sitze auf, die Droschken fuhren in aller ihnen möglichen Eile der Stadt zu und schon ertönte das erste Zeichen zum Abgehen des Zuges, als endlich ein Schaffner dem Pudel aus seinem Gefängniß half, ehe er sich mit einem freundlichen Gruß gegen die Zurückbleibenden auf seinen hohen Sitz schwang.

Der Zug brauste weiter und nach wenigen Momenten herrschte die tiefe, sanfte Stille eines Sommer-Sonntagsmorgens über dem Perron und dem lichten Maiengrün der vielen heitern Gärten im Bereiche des Bahnhofes.

Der Pudel, ein schönes Thier, dessen Fell im Sonnenschein glänzend weiß erschien, schmiegte sich schmeichelnd an seinen Herrn, der ihm freundlich den Kopf streichelte, während ein kleiner Mann, der schon lange die Beiden mit aufmerksamen Blicken beobachtet hatte, zu diesem trat und den Hut ein wenig lüftend sagte: „Ich irre mich wohl nicht, wenn ich Herrn Felix Fink in Ihnen zu erkennen glaube, mein Name ist Deutschmann, Schauspiel-Director Deutschmann.“

Er sagte dies letztere mit einem gewissen Pathos, der die Absicht zu imponiren an dem heiter blickenden Jüngling indeß durchaus verfehlte.

Felix Fink nahm zwar höflich die Reisemütze von den hübschen braunen Locken, seine Verbeugung aber war nichts weniger als unterthänig, als er lächelnd antwortete: „Es ist eine Freundlichkeit von Ihnen, daß Sie mir entgegengekommen sind, und ich danke Ihnen dafür.“

„Es ist mein Grundsatz, gegen meine Leute freundlich zu sein,“ meinte händereibend der kleine Director, „ich nehme Sie gleich mit zu meiner Familie, mein lieber Fink, und wenn Sie nur das garstige Thier zurücklassen wollen, das meine Frau nicht leiden mag, so können Sie sogar ein Stübchen in meiner eigenen Wohnung bekommen.“

„Danke!“ entgegnete der Jüngling, „von meinem Caro kann ich mich so wenig als von meiner Geige trennen.“

„Ernährer und Verzehrer,“ meinte der Director, mit einer Hand auf die Geige, mit der andern auf den Hund deutend, „wird der letztere dem ersteren nicht zu lästig werden?“

„Ich denke nicht," sagte Fink lachend, „die Kunst gibt Brot, wenn auch manchmal nicht viel mehr als das, und Caro ist ein genügsamer Freund. Ich habe übrigens hier im Orte noch Verwandte, die ich aufsuchen will und muß, da von ihrer Seite schon freundlich für meine Unterkunft Sorge getragen ist; ich bitte Sie mir zu sagen, wie ich von hier auf nächstem Weg Canalswerder Nr. 318 gehen kann, wo ich eine Treppe hoch rechter Hand meine Muhme, Frau Cantor Goldau finden werde."

Der Director gab ihm Bescheid und der Violinist lüftete abermals sein Mützchen, pfiff dem Hunde und schritt rasch durch den Flur und über den sonnenhellen Platz vor dem Bahnhofsgebäude nach der Straße, die der Stadt zuführt.

Es war ein hübscher Mensch, seine Haltung, stark und aufrecht, hatte etwas militärisches, das er sich vielleicht während seines einjährigen Freiwilligen-Dienstes, den er als Clarinetbläser bei einem Garde-Regiment in der Residenz durchgemacht, angeeignet haben mochte. — Sein volles, nußbraunes Haar hatte sich stets ein wenig gegen den reglementsmäßigen Schnitt gesträubt, jetzt, in den letzten drei Wochen, war es demselben

ganz entwachsen und wogte in reichen Locken um eine auffallend reine und hohe Stirn. Den hübschen Mund, der einen großem Hang zum Lächeln zeigte, schmückte ein Stutzbärtchen, das sich ganz martialisch aufwärts krümmte und wenn er lachte, so leuchteten zwei Reihen blendender Zähne unter demselben hervor und halfen lachen, Zähne, so fein und regelmäßig, daß sie dem Munde der feinsten Dame zur Zierde gereicht hätten. Auch seine Augen, groß, sammtbraun mit perlmutterweißem Grunde hatten einen fast weiblich weichen Ausdruck und schauten nicht selten träumerisch in die Weite, die scharfe Nase aber und das feste Kinn gaben dem freundlichen Angesicht etwas wahrhaft Männliches, das dem Jüngling außerordentlich gut stand.

Der Theaterdirector, Herr Deutschmann, schaute ihm eine Weile nach und sich dann ein wenig hinterm rechten Ohre kratzend, sagte er: „Teufel! der müßte einen ersten Heldentenor abgeben — wenn er singen könnte. — Wo sah ich doch dergleichen schon?“

Der junge Mann schritt rüstig vorwärts, bis dahin, wo man über die niedrige Hecke eines schönen Gartengrundstückes eine freie Aussicht nach dem hohen Braheufer mit seinen kleinen reizenden Häuschen gewinnt,

hinter welchen die Baumgruppen der Schleusenpromenade eine grüne Wand zu bilden scheinen.

Er warf einen freundlichen Blick auf das hübsche Landschaftsbild, zog dann sein Taschenbuch hervor, orientirte sich nach dem darin befindlichen Stadtplane, bog an der nächsten Ecke nach der Fischerstraße ein, ging über die Brücke und dann der Reifschlagerbahn entlang, bis zu der Kastanienallee die nach Canalswerder führt, und stand ziemlich erstaunt vor dem Hause, das, wenn auch nicht ein Palast, doch jedenfalls eine sehr stattliche Villa war, in welcher, wenn die Nummer nicht falsch war, seine Muhme die Cantorswitwe wohnen sollte.

„General Volmer" stand auf der Porzellanplatte an der Klingel, und ein junger Diener der eben aus der Hausthür trat belehrte ihn, daß er um das Haus herum und durch die kleine Gartenthür gehen müsse, wenn er die Frau Goldau aufsuchen wolle.

Es war ein schöner Garten, er schien mit Rosen aller Arten und Farben gleichsam überdeckt zu sein. Dazwischen schimmerten grüne Lauben, dicht überdeckt von Geißblatt und Aristolochien. Kirschbäume, deren Aeste sich unter der Last rubinrother Früchte

beugten, schienen den erhitzten Wanderer zum Genusse einzuladen und das alte Kinderliedchen, das seine selige Mutter ihm so oft vorgesungen:

Wie prangt der Kirschbaum roth und schön,
Und neigt die vollen Aeste,
Er scheint uns freundlich anzusehn
Als seine lieben Gäste

tönte ganz vernehmlich in seinem Herzen. Als er weiter ums Haus herum ging, eine Hinterthüre zu suchen, fand er auch endlich eine solche, aber sie war von einer dichten Laube von Kriechrosen, Waldrebe und Geißblatt umzogen, zwei eiserne Gartenbänke mit schönen Kissen belegt, standen darin, auch ein Tisch mit einer zum Schachbrett aus schwarzen und weißen Marmortäfelchen eingerichteten Platte und ein kleines Nähtischchen, zierlich aufgeklappt, und mit den hundert Dingen angefüllt, die zu weiblichen Arbeiten nöthig sind.

Herr Felix Fink stand ein wenig schüchtern vor diesem Eingang, der ihm ein feenhafter Weg zu einer armen, alten, verwitweten Muhme schien, als die Thür sich öffnete und eine heraustretende junge Dame ziemlich ebenso betreten vor ihm als er vor ihr stand.

Die Dame trug ein loses Morgenkleid von hellblauem Batist, ihr blondes, reiches Haar war aus der Stirne geschlagen und im Nacken in einen einfachen Knoten geschlungen, aus dem sich einzelne goldene Locken und Löckchen herausgestohlen hatten.

Ihr Gesicht war mit nichts anderm auf der Welt zu vergleichen als mit einer eben erblühenden Rose, und die dunkelblauen Augen hatten eine schier bezaubernde Kraft, denn der sonst gar nicht blöde Felix Fink schien durch ihren Strahl gebannt zu sein und blieb, das Mützchen in der Hand haltend, starr und wortlos vor der Erscheinung stehen.

„Wollen Sie zu meinem Vater, oder zu mir?" fragte die Dame endlich, als das Schweigen ein ziemliches Weilchen gedauert hatte.

„Ich — ich will, ich frage nach, nach meiner Muhme, der Witwe Goldau," stotterte Felix endlich, „aber da bin ich wohl irre — ich bin ganz fremd hier — —"

„Nein! o nein! Sie sind ganz recht hier, mein Herr, gehen Sie nur noch etwas weiter, ganz um das Haus herum, da finden Sie die Thür zu den Mansardenwohnungen!"

Er verbeugte sich, er stotterte etwas, das eine Entschuldigung sein sollte, das junge Mädchen lächelte, wies noch einmal nach der Gegend der Thür und setzte sich dann nieder, eine Nähterei aus einander faltend, mit der sie sich sogleich zu beschäftigen begann.

Er ging! er fand die bezeichnete Thür, dicht hinter dem großen Fliederbusch. Eine Treppe führte hinter derselben sofort in die Höhe, auf einen großen hellen Bodenraum, und an einer der verschiedenen Thüren auf demselben fand er auch den Namen seiner Muhme: Frau Margaretha Goldau.

Er klopfte an, eine hübsche sanfte Stimme rief herein, und er folgte dem Rufe. Lieber Gott! für den Violinisten Felix Fink war heute unzweifelhaft ein Tag der Wunder, denn er trat zwar in ein Mansardenzimmer, aber doch wieder in einen Garten, und nicht eine alte Muhme, sondern abermals ein schönes junges Mädchen war es, die, mitten unter Blumen sitzend, Blumen auf dem Schooße, auf dem Tische und Blumen in der Hand haltend, ihn mit einem höflichen Gruß empfing.

„Wohnt hier Frau Goldau?"

„Ja, mein Herr! aber meine Mutter ist krank, und wenn Sie etwas brauchen, müssen Sie die Güte haben, mit mir zu unterhandeln."

„Nun, das kann ich mir schon gefallen lassen," sagte Felix näher tretend, „denn als die Tochter meiner Muhme Margarethe, sind Sie, oder vielmehr bist Du mein Bäschen Rose, und wirst mich hoffentlich so freundlich willkommen heißen, als Deine gute Mutter es mir in ihren freundlichen Briefen versprochen."

Das junge Mädchen löste, indem sie rasch von ihrem Sitze aufsprang, das Bändchen ihrer Schürze, die ganz mit Blumen gefüllt war und legte dieselbe auf den Stuhl. „Mutter! Mutter! Felix ist da, er ist gekommen, wirklich nun gekommen, der einzige Sohn Deiner lieben einzigen Schwester," rief sie, fröhlich in die Hände schlagend, die sie dann beide dem Willkommenen mit Herzlichkeit hinreichte, dann von einem der Stühle einen mit Blumen gefüllten Carton hebend, sagte sie „und setze Dich aber auch, lieber Vetter, und laß Dir in die Augen sehen, ob Du noch aussiehst, wie das Kinderbildchen, das Deine liebe selige Mutter der meinen vor so und so vielen Jahren geschenkt hat."

Das war ein Empfang, wohl geeignet das Herz des jungen Mannes zu erfreuen, der seit manchem Jahr allein stand, ohne die freundlichen Bande des Blutes und der Verwandtschaft.

Das hübsche Bäschen hatte eilig eine Thür geöffnet, die in ein zweites noch kleineres Stübchen mit einer durch das Dach gebildeten schrägen Wand führte.

Felix that nur einen Blick in den kleinen Raum, der aber reichte aus um ihm zu zeigen, daß die Schwester seiner seligen Mutter eben so sauber und sinnig sei, als diese es einst gewesen.

Das Dachkämmerchen sah freundlich und hübsch, und die blasse alte Frau in dem weißen Gardinenbette so reinlich und zierlich aus.

Das kleine Fenster stand offen, die linde Sommerluft zog hinein und die kranke Muhme streckte ihre weißen hagern Hände dem Eintretenden entgegen, so liebevoll, so mütterlich! Das Herz des Jünglings schlug mächtig, die Augen die ihn jetzt anblickten glichen so sehr denen, die sich nun schon so lange für immer geschlossen und einst seine Kindheit so treu bewacht hatten, er wußte selbst nicht wie ihm geschah, aber er war an dem Bett der alten Frau auf die Knie gesunken und

fühlte mit tiefer Rührung wie ihre Hand sich segnend auf seine Stirn legte.

Caro schien sich auch sogleich heimisch zu fühlen, er stand wedelnd am Bett neben seinem Herrn und schlich sich dann wieder zu dem jungen Mädchen, die ihm freundlich den Kopf butschelte, er hatte sie bereits in sein getreues Hundeherz geschlossen.

Die Kranke athmete tief. „Mir ist wohl geworden seit ich Dich gesehen, herzlieber Felix," sagte sie. „Ich danke dem lieben Gott aus Herzensgrund, daß er mich die große Freude hat erleben lassen. Ich will auch nicht mehr schlafen, Rose, komm, setz' Dich mit Deiner Arbeit hier an mein Bett, wo Du das Licht auf der Hand hast, Du Felix aber setz' Dich hierher, erst aber bring' meinen Caffee, Kind, ich theile ihn mit dem lieben Gaste, die Geige kann Felix hier oben auf das Brett legen, unter die Gardine, unsere Hüte stehen da auch ganz vor Staub gesichert."

Es war dem jungen Mann zu Muthe, als ob er träume.

Er hatte diese seine nahen Verwandten seit seiner frühesten Kindheit nicht gesehen, aber mit der Frau

Margarethe Goldau in stetem fleißigem Briefwechsel gestanden.

Frau Goldau war die einzige Schwester seiner lieben seligen Mutter. Beide waren Töchter eines Landpredigers in Ostpreußen gewesen. Seine Mutter, die ältere, hatte sich mit dem Adjunct ihres Vaters verheiratet, der wenige Jahre nach der Geburt ihres einzigen Sohnes nach Königsberg versetzt und dort bald gestorben war. Ihre jüngere Schwester heiratete den Cantor und Schullehrer Goldau, einen hochbegabten, aber seltsamen Mann.

Als kleines Kind war Felix oft im Hause seiner Muhme und den ersten Unterricht im Geigenspiel hatte er auch von dem Cantor Goldau erhalten, die schöne Geige, von der er sich nie trennte, ein uraltes Instrument von italienischer Arbeit, war ein Erbstück von diesem.

Wie er so da saß am Bette der kranken alten Frau in dem kleinen von Blumendüften durchhauchten Zimmer, trat seine Kindheit mit all' ihrem Glück und Weh deutlich vor seine Seele.

So hatte er auch am Bette seiner Mutter gesessen, wie oft, o wie oft, und die Mutter hatte ihm dann die

liebevollen Briefe ihrer braven Schwester und des wackern Schwager Goldau vorgelesen, der bald nach dem Tode des Prediger Fink einen Ruf nach Bromberg erhalten.

Sein tüchtiges Orgelspiel hatte ihm dazu verholfen; ein vornehmer Herr, ein Officier hatte ihn in einer kleinen Dorfkirche spielen hören und es veranlaßt, daß er zum Cantor und Organisten an der Bromberger Stadtkirche erwählt wurde.

Dort ging es ihm gut. Er hatte viele Freunde, die ihm wohlwollten, alle Welt strömte in die Kirche, um sich an seinem schönen Orgelspiel zu erfreuen und zu erbauen. Er gab Musikstunden, die sehr gut bezahlt wurden, und auch um seine Zeichenstunden riß man sich.

Er unterstützte seine verwitwete Schwägerin, so lange er lebte, aber er lebte leider auch nicht lange und seine Witwe war bei seinem Tode mit ihrer einzigen Tochter auch arm und auf die eigene schwache Kraft gewiesen, wie Felix Fink's Mutter.

Dennoch hatte die Witwe Goldau stets Mittel gefunden, ihre Schwester und dereu Knaben zu unterstützen und zu erfreuen. Kein Christfest, kein Geburts-

tag war vergangen, den die gute Muhme Goldau nicht durch einen schönen eigen gebackenen Kuchen verherrlicht hätte, der so bestimmt und pünctlich eintraf wie der Tag selbst. — Die Kleider, welche Oheim Goldau hinterlassen, waren nach und nach von den fleißigen Händen seiner Witwe für den kleinen Felix verarbeitet worden und paßten so gut, und sahen immer so zierlich und fein aus, als wären sie vom ersten Schneider aus nagelneuen Stoffen gearbeitet. Dazu schrieb die ferne Muhme so liebevolle Briefe, erst nur an die Mutter, dann aber als Felix schreiben und lesen gelernt hatte, an diesen selbst, auch die kleine Rose schrieb bisweilen an den unbekannten Vetter, den sie ganz schwesterlich liebte, und als endlich seine liebe, liebe Mutter starb, da gelang es der Muhme, dem armen Knaben eine Stelle im Züllichauer Waisenhause zu verschaffen, ihr verstorbener Mann war ein Freund des dortigen Musikdirector Köhler gewesen, der sich Felixen's immer freundlich annahm. Ihm verdankte er einen großen Theil seiner musikalischen Kenntnisse und durch ihn war er nach Berlin zum Domchore gekommen. Bei der Garde hatte er seine Militärpflicht erfüllt und sein gutes Glück und die Vermittlung der

Muhme hatte ihm nun hier die Stelle als ersten Violinisten bei der Theater-Capelle verschafft.

Da saß er nun am Bette der alten Frau, die ihm ganz fremd war und ihm doch so viel mütterliche Liebe erwiesen hatte.

Sie hielt seine Hand in der ihrigen und sah ihm freundlich in die Augen.

„Höre Felix," sagte die alte Frau endlich, „nenn' mich in Gottesnamen Mutter, ich habe Dich immer als meinen Sohn betrachtet und da Du nun bei uns bleiben wirst, wenigstens für einige Zeit, so wäre mir's schon recht, wenn ihr Beide als wahre Geschwister einander gegenüberstündet."

Der Jüngling küßte dankbar die welke Hand der Matrone. „Du bist mir immer eine gute Mutter gewesen, meine liebe, herzliebe Muhme," sagte er nicht ohne Rührung, „und in meinem ganzen Leben war der Gedanke an Dich mir ein helles Licht, das mir den Weg zum Guten zeigte, den ich sonst wohl leicht hätte aus den Augen verlieren können, jetzt werde ich vielleicht Dir endlich auch die Dankbarkeit eines Sohnes, und dieser meiner jungen, schönen Schwester, die Liebe eines echten Bruders durch die That beweisen können."

Er hatte die Hände von Mutter und Tochter zusammen in seine Hände gefaßt, und drückte sie, so vereint, rasch und innig an seine Lippen und Caro der Freund aus früherer Zeit drückte seinen weißen Kopf unter ihren Armen durch und legte ihn mit einem leisen, fast bittenden Laute auf das Knie seines Herrn.

„Der ist eifersüchtig,“ sagte Rose lächelnd, „ich freue mich so Felix, daß Du Deinen schönen Hund, von dem Du so oft geschrieben, gleich mitgebracht hast, so ein Thier gehört eigentlich in unsere kleine Wirthschaft, und dieser ist gegen mich und die Mutter schon ganz zutraulich.“

„Merkwürdig genug,“ entgegnete der junge Mann, „er ist sonst gegen keinen als mich zuthätig und kann sogar gegen Personen, die ihm nicht behagen, recht brummig sein, aber hier weiß er, daß er bei der Familie ist.“

„Ich denke,“ sagte die alte Frau nach einer kurzen Pause, „die Einrichtungen, die wir für Dich getroffen, werden Dir zusagen, mein lieber Junge.“

„Deine Einnahme ist noch nicht groß, und wenn Du sie auch durch Stundengeben, vielleicht hie und da durch ein Concert etwas vermehren kannst, so wird

es doch gut für Dich sein, wenn Du recht billig leben kannst. — Der Herr General hat die Güte, die Dachstuben auf der andern Seite, gerade so Stube und Kammer wie diese, Dir für drei Thaler monatlich zu vermiethen, und Fräulein Marie hat in ihrer Gutherzigkeit mir allerlei alte schöne Möbel, die sie freilich Gerümpel nennt, für Dich geborgt. Du hast sogar ein ganz hübsches Sopha, einen feinen, anständigen Waschtisch, Kleiderschrank und Comode von altem Mahagoni und die Comode ist ein Prachtmöbel, oben mit einem Auszug an dem man schreiben kann und in der ersten Schieblade Bücher für alles mögliche. Ein gutes Bett bekommst Du von uns und ob wir nun zu zwei oder drei essen, das wird der Rose beim Kochen nicht viel mehr Mühe machen, am Ende des Monats berechnen wir dann, wie viel Mehrausgaben wir gehabt und die wirst Du uns natürlich ersetzen. — Den Caffee bringt Dir die Woche hindurch die Rose oder ich in Deine Stube und Sonntags trinkst Du ihn mit uns, wenns schön ist, in der Gartenlaube, nur darfst Du armer Junge dann nicht Tabak rauchen, denn meine Brust verträgt das nicht, und die Rose, so blühend sie aussieht, ist gerade auch nicht eine von den Stärksten."

Felix küßte dankbar die Hand seiner gütigen Verwandten, wie hatte die alte Frau alles schon so sorglich bedacht und geordnet, was einem Mann zu ordnen immer so schwer wird, wie meinte sie es so treu mit ihm und wie mußte sich sein Leben so schön gestalten, umhegt von der Liebe dieser beiden sanften, gütigen Frauen.

„Mutter, Du herzliebe," sagte er, und seine Augen wurden feucht, obgleich sein Mund lächelte, „ich denke das muß für mich armen Jungen der seit die Mutter starb immer allein war, ein Leben wie im Paradiese werden, aber sage mir doch, wer ist denn der General in dessen Haus Du wohnst, wie kommt Ihr zu einander und wer ist die prächtige Dame, die da unten in der Laube saß und mich so freundlich zu Dir hinauf wies?"

„Es ist eine lange und traurige Geschichte, die ich Dir darauf als Antwort erzählen müßte, lieber Felix," entgegnete Frau Goldau. „Die prächtige Dame ist die einzige Tochter des Generals Vollmer, die liebe, gute, schöne Marie! Sie hat ihre Mutter bald nach ihrer Geburt verloren und der General, der meinen seligen Mann seit vielen Jahren kannte, gab mir das Kind in Pflege, als wir hieher kamen. Sie ist mit

meiner Rose zusammen aufgewachsen und die Beiden lieben sich wie Schwestern, obgleich ich nicht leide, daß der Standesunterschied zwischen ihnen vergessen wird. Wenn ich einmal sterbe, so wird Rose wahrscheinlich als Mariens Kammerjungfer ins Haus des Generals kommen, und da wäre sie bis an ihr Ende gut aufgehoben, denn Marie wird eine gütige Herrin für sie sein, sie kann gar nicht anders."

„Ei, Mutter," entgegnete der Jüngling, „eine Kammerjungfer, diese schöne, süße Rose, mein holdes Schwesterchen? Da müßten ja die Männer gar keine Augen und Herzen mehr haben!"

„Nun, wenn sie einen braven Mann kriegt, den sie aus Liebe nimmt, habe ich gar nichts dagegen," meinte Frau Goldau, „aber arme Mädchen finden in heutigen Tagen selten ein solches Glück, und ehe sie in einer Heirat ohne Herz und Liebe, Leib und Seele für's tägliche Brod verkauft, mag sie lieber dienen und ihrer besten Freundin aus der Kinderzeit ihre Kräfte hingeben. Ich denke Fräulein Marie wird einmal auf einer hohen Stelle in der Welt stehen, sie ist schön, sehr reich und hat die Art und Natur einer Fürstin. Freilich ist eine Mittelstadt wie unsere, kaum

der Ort, wo eine solche junge Dame eine ganz passende Parthie findet, aber was sein soll, schickt sich wohl und der Herr General mag einmal in keine andere Stadt, vor Berlin hat er ein ordentliches Grausen. — Aber nun, Rose, geh' mit Deinem Bruder hinüber in seine Stube, damit er die Reisekleider ablegen und sich etwas ausruhen kann, einer von den Leuten des Herrn Generals wird wohl das Gepäck vom Bahnhof herein besorgen und Du Rose mache, daß Felix ein Mittagbrod bekommt das ihm schmeckt, denn Essen und Trinken, wißt ihr, hält doch Leib und Seele zusammen.

* *
*

Als der Morgen des nächsten Tages angebrochen, stand Felix Fink schon am Fenster und sah die Sonne am Horizont leise emporklimmen. — Eine weite freie Landschaft, mit einzelnen kleinen Häusern gleichsam überstreut, lag lachend vor ihm ausgebreitet. Rechts die mächtigen stattlichen Gebäude des Bahnhofes, mit den schönen Brücken über die Brahe, die Schienen des Eisenweges konnte der Blick linker Hand auf einer

weiten Strecke verfolgen, bis sie sich in einem ziemlich fernen Laubwalde verbargen.

Den Brahefluß selbst bedeckte das hohe Ufer, aber Felix konnte seinen Lauf gar wohl erkennen an dem Buschwerk und den hübschen Häusern, die sich auf diesem Ufer hinzogen. — Die ganze Landschaft lag vom Thau erfrischt, so heiter, so lieblich vor seinen Augen, die in dem letzten Jahr seines Lebens in Berlin nicht viel von der freien Natur gesehen hatten.

Er öffnete das Fenster, der kühle Hauch des Morgens trug den Duft der unter demselben blühenden Linde zu ihm herein. Es war ihm unsäglich wohl und friedlich zu Muthe, und seine Violine zur Hand nehmend, ließ er sein frohes Herz aus ihren Tönen sprechen.

Leise begann er mit der Melodie des Chorals: Allein Gott in der Höh' sei Ehr', und ging aus demselben allmälig in Jubelhymnen über, die wie Lerchenlieder, wie das Flüstern der Bäume die Luft durchdringend, nicht Erzeugnisse menschlicher Kunstfertigkeit, sondern der natürliche Ausdruck seines Glückes zu sein schienen. Er sang wie der Vogel im Baume und das Mittel dieses Gesanges war seine kleine liebe Geige, seine Freundin aus Kindertagen, die stets seinen

Schmerz und sein Glück auszudrücken verstanden hatte.

Für Zuhörer waren diese Töne nicht berechnet, er hätte sie vor einem Concertpublicum schwerlich gefunden, es war seine Unterhaltung mit dem Geiste der Schöpfung, mit Gott, dessen Ruhe und Liebe eine echte Künstlerseele in den Augenblicken heiligen Glückes oder tiefen Schmerzes zu fühlen bevorzugt ist.

Ohne daß er es ahnte, hatte er indeß doch einen Zuhörer, und zwar einen, der das innigste Verständniß für die Töne besaß, die die frische Morgenluft ihm zutrug.

Es war ein hoher stattlicher Mann, der unter der Linde vor dem Fenster des jungen Künstlers auf einer zierlichen Bank von Eisen saß und auf die Musik lauschte, die sein ganzes Herz in Anspruch zu nehmen schien. Als Felix endlich mit einem Jubelaccord endete, stand der General Vollmer, denn dies war der Zuhörer, auf und ging eilig in das Haus und zwar in das Zimmer seiner Tochter.

Er hatte, ohne anzuklopfen, die Thüre rasch geöffnet und stand nun hinter der Gardine und sein Auge fiel auf das Bett, in dem sein einzig Kind noch den Mor-

genschlaf genoß, der der Jugend so süß ist. — Der Anblick der Schlummernden schien einen magischen Zauber auf ihn auszuüben. Alles Blut wich einen Augenblick aus seinem Gesichte, seine Augen blickten starr und etwas wie ein Lächeln zuckte seltsam um den erbleichten Mund. — „Gott! mein Gott!" flüsterte er leise, „wie ähnlich. wie furchtbar ähnlich ist sie ihr! wenn sie die Augen geschlossen, ich kann sie jetzt nicht wecken."

Aber das junge Mädchen erwachte von selbst, sie erhob sich im Bette und die großen klaren Augen nach dem Fenster wendend, hinter dem die Rosen des Gartens Verstecken zu spielen schienen, faltete sie die Hände und sprach laut und deutlich das Vater unser.

„Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," betete der Vater leise mit, und die Züge seines edeln und stolzen Gesichtes bekamen wieder den Ausdruck ruhiger Güte, der sie auf einen Augenblick verlassen hatte. Hinter der schweren seidenen Gardine hervortretend, bot er seinem einzigen Kinde liebevoll lächelnd: Guten Morgen, und forderte sie auf, ihre Frühtoilette eiligst zu beenden, um unter der Linde mit ihm den Genuß zu theilen, den die Kunst ihres neuen Hausgenossen ihnen bereite. — „Seit

Goldau's Tode, Marie, habe ich kein Geigenspiel gehört, das dem des jungen Fink an die Seite gesetzt werden könnte," sagte er, indem er sich zurückzog, und das schöne junge Mädchen wußte, daß dies der höchste Lobspruch sei, den ihr Vater dem Künstler ertheilen konnte.

Der Morgen war paradiesisch! Ein Diener trug, als die junge Herrin heraustrat, das silberne Caffeegeräth unter die Linde. Marie saß dort ihrem Vater gegenüber und horchte mit ihm auf das Geigenspiel, das von Neuem begonnen hatte. Der Duft der Rosen und der Lindenblüthe, das Sonnenlicht, die süße Musik, die das Flüstern des Laubes gleichsam accompagnirte, die weiche klare Morgenluft, alles schien zusammen zu wirken um das blühend schöne Mädchen in ein Bad von Glück und Genuß zu tauchen. Sie lächelte süß, sie schmiegte sich an die Brust des Vaters, der sie liebevoll an sich zog und blickte träumerisch den weiten von hohen Rosen eingefaßten Gang hinab, an dessem fernsten Ende eben eine weibliche Gestalt in die Gartenthür trat. Es war ihre junge Hausgenossin und frühere Spielgefährtin Rose, die vom Felde heimkehrte, wo sie für ihre Ziege frisches Kraut geholt hatte.

„Schon wieder so fleißig, Roschen?“ rief Marie ihr entgegen, und in der That, auf dem feinen Gesichte des Mädchens sah man die Spuren, daß sie sich bereits angestrengt und ermüdet hatte. Sie trug auf dem Kopf ein ziemliches Bündel duftiger Kräuter und dabei in der Hand einen großen Strauß Feldblumen, wie sie der vorgerückte Sommer erzeugt, die weiße zierliche Winde, den rothen Storchschnabel, den blauen Zichorie, das weiße und das gelbblühende zierliche Kraut, das der Landmann in Ostpreußen Mariens Bettstroh nennt, Kleeköpfchen weiße und rothe, Kornblumen, Bärwicken, und die regelmäßig gebaute Kornrade.

Der General winkte ihr näher zu treten, doch sie rief hinüber: „Noch nicht Excellenz, ich muß erst zu meiner kleinen Lady,“ und damit eilte sie nach dem Hof, wo diese Lady, eine schneeweiße Ziege, ihre Wohnung in einem reinlichen Ställchen hatte.

Die Milch des hübschen Thierchens war das einzige Medicament der brustkranken Frau Goldau. Frisch gemolken und sauber durchgeseiht trug Rose sie zur Mutter, die den Krug fast ganz leerte, während die Tochter die Blumen einzeln in kleine Gefäße mit Wasser stellte und ins Kühle setzte, denn nicht zum

Vergnügen, sondern zu Vorbildern bei ihrer Arbeit hatte sie dieselben vom Felde geholt. Rose Goldau war eine geschickte Blumenmacherin, eine wahre Künstlerin in ihrem Fach. Die schönen naturtreuen Arbeiten ihrer fleißigen Hände gingen durch Vermittlung einiger Kaufleute nach Posen und Warschau, nach Riga, Petersburg und Moskau, wo sie als Pariser Blumen theuer bezahlt wurden, während das junge Mädchen einen ziemlich kärglichen Lohn bezog, doch reichte derselbe aus, sie und die kranke Mutter zu erhalten. Freilich konnte sie sich den Luxus eines Dienstmädchens nicht gestatten. Rose's Hände mußten alle Geschäfte des kleinen Haushaltes verrichten, kochen und fegen, die Betten aufmachen, die Ziege und die kleine Schaar Hühner versorgen, das Wasser aus dem Hofbrunnen holen und die Ziege melken, bevor sie sich niedersetzen und die zierlichen Arbeiten vornehmen konnte, die den beiden Frauen das kärgliche Brot sicherten.

Freilich der General Vollmer, der alte Freund ihres Gatten und Vaters, war auch ihnen ein Gönner und treuer Beschützer geblieben. In dem prächtigen Hause das er besaß, hatte er ihnen gegen einen sehr billigen Zins die kleine Wohnung eingeräumt; fiel

einmal etwas Besonderes vor bei der kränklichen Frau Goldau, so war jeder Domestik im Haushalt des reichen Mannes bereit, nach dem Arzt oder in die Apotheke zu laufen. Ein hübsches Stückchen Feld hinter dem großen Garten ließ der General stets für den Bedarf seiner Mietherin durch seine Arbeiter zubereiten und Kartoffeln und Gemüse aller Art kosteten der Witwe daher Jahr aus Jahr ein nicht das Geringste. Dabei durfte Rose für ihre Garderobe fast keinen Groschen ausgeben; was die schöne Marie ablegte, war immer noch so, daß sie es ein Bischen enger und kürzer machen und dann wieder lange lange tragen konnte, und da Marie auch ihre abgelegten Putz- und Ballkleider der jungen Blumenmacherin schenkte, welche diese dann an die Damen vom Theater oder an Rachel, die alte Handelsjüdin verkaufte, so hatte sie auch Schuhe, Handschuhe, Nähutensilien und andere Kleinigkeiten, die jedes junge Mädchen braucht, das anständig in der Welt auftreten will, durch die Güte ihrer Beschützerin.

Rose hatte früh gelernt, daß Gott der die Vögel unter dem Himmel kleidet und nährt, auch für die Armen sorgt, und zwar einmal, weil er ihnen Kraft

zur Arbeit, dann aber auch, indem er den Reichen so viel gibt, daß der Brosamen so manche von ihrem Tische fallen.

Sie war jetzt mit den schweren häuslichen Arbeiten fertig, auch das Wasser zum Caffee für Vetter Felix kochte schon und eine helle Freude glänzte auf ihrem lieblichen und intelligenten Gesichtchen, als sie den duftigen Trank für drei Personen brühte und abklärte. „Wie das schön ist, daß wir jetzt einen so nahen Verwandten bei uns haben werden, dachte sie, einen Bruder fast, nein mehr wie einen Bruder, denn Schwester und Bruder zanken sich doch manchmal und die wenigsten Brüder sind recht gut und freundlich gegen ihre Schwestern, artig und zuvorkommend sind sie gar nicht, das habe ich mehr als einmal schon gesehen, selbst in den vornehmsten Familien. Felix aber, wie gut ist der, wie fein und artig und — und wie hübsch.“ Es war nicht der Dampf aus der Caffeekanne, deren Deckel sie eben abhub, was ihr das glühende Roth auf die Wangen zauberte. Rose Goldau trug von der Rose sonst wohl mehr den Namen als die Farbe, ihr edles feines Gesicht war von Natur wenn auch nicht eigentlich bleich, doch nichts weniger als roth und das dunkle

Haar und Auge ließ es noch bleicher erscheinen. — Es war ein Gesicht wie man es im Norden höchst selten findet und Figur, Haltung und Bewegung des jungen Mädchens, ihre außerordentlich feinen Füßchen und Hände und der wundervolle Blick ihrer nußbraunen Augen bildeten vereint mit ihrer Gesichtsfarbe ein Ganzes, das eher den Glutgefilden Andalusiens als den kalten Ufern der Weichsel entsprungen zu sein schien.

Es lag ein Etwas in den Zügen und dem Ausdruck der jungen Arbeiterin, das man hätte vornehm nennen können, und doch war sie eher klein als groß und Erziehung und Lebensverhältnisse hatten das Ihrige gethan jede Spur von Hochmuth und Eigenwillen ihrer Seele zu unterdrücken.

„Wie hübsch er ist, der liebe Vetter Felix," flüsterte sie noch einmal, halb laut vor sich hin. „Nun wird die Mutter mir auch gestatten, Sonntags in ein Gartenconcert zu gehen, hab' ich doch an ihm einen männlichen und verwandtschaftlichen Schutz, ja vielleicht darf ich sogar im nächsten Winter mit ihm auf einen Logenball, zu denen wir ja immer Einladungen bekommen, da der selige Vater auch ein Freimaurer war."

Der Caffee war während dieser Gedanken fertig geworden, sie setzte ihn auf ein Theebrett und gedachte den Vetter hinüber zu rufen, damit er ausnahmsweise heute bei seiner Ankunft auch am Wochentage einmal mit ihnen gemeinschaftlich frühstücke.

Eilig sprang sie über den weitläufigen Bodenraum nach der entgegengesetzten Seite des großen einstöckigen Hauses, wo die Zimmerchen des jungen Violinisten lagen.

Die Töne seiner Geige klangen ihr wie freundliche Einladungen entgegen, einen Augenblick verweilte sie lauschend an der Thür, der Vetter spielte doch gar zu schön, sie konnte ihn unmöglich unterbrechen, als sie aber eben den Zeigefinger krümmte um leise anzuklopfen, da er geendet, kam Johann eilig die Treppe hinauf, machte seinen tiefsten Diener und flüsterte ihr zu, daß Excellenz den jungen Herrn durch ihn unter die Linde zum Caffee einladen lasse, wo auch das gnädige Fräulein seiner warte.

Sie trat leise zurück und ging in ihr Stübchen. Es war ihr traurig zu Muthe, recht traurig, warum? wußte sie freilich nicht, denn es wäre doch als zu albern gewesen, sich zu betrüben, weil heute der Vetter nicht

mit ihr und ihrer Muter frühstücken konnte. Dummes Zeug! sie wischte die Augen mit dem Finger, sie schämte sich das Tuch hervor zu ziehen, hätte das doch ausgesehen, als ob sie Thränen an den Wimpern habe.

In ihrem Stübchen war es recht still; sie saß am Fenster und wand einen Strauß von Maiglöckchen, die einzelnen Blüthen hatte sie zu Tausenden in voriger Woche gemacht.

„Maiglöckchen wären in Warschau Modeblumen," hatte Herr Schmidt, ihr Arbeitgeber, ihr neulich gesagt und sie sollte 100 Kränze und 50 Sträuße davon liefern und dann noch einige von bunten Feldblumen. Hinter ihr an der Wand standen Kästchen mit den Instrumenten zu ihrer Arbeit, viele Zangen und Preßchen, Häkchen und Stifte oft vom wunderlichsten Aussehen. Vorige Weihnachten hatte der Herr General ihr noch einen ganzen Kasten voll aus Paris kommen lassen, sie wußte, daß es ein sehr kostbares Geschenk gewesen, aber es war ihr auch von großem Nutzen. Es gab fast keine Blume in Wald und Feld, die sie nun nicht täuschend nacharbeiten konnte. Und die Farben, die sie besaß! auch davon waren die meisten nur in Paris zu bekommen. Es war doch ein rechtes Glück für sie, daß

sie alle Quellen kannte, das Material zu ihrer Arbeit zu beziehen und daß sie so schöne Werkzeuge besaß, vor Allem aber, daß sie durch des seligen Vaters Unterricht so viel von dem Leben und der Natur der Pflanzen und Blumen kannte. — Sie stützte den Kopf in die Hand und dachte mit schwerem Herzen an den Dahingeschiedenen. — O welch ein Mann war ihr Vater! und wie innig, wie tief hatte er sie, sein einzig Kind geliebt! Dort an der Wand stand Rose's bester Schatz, die Büchersammlung des Vaters, das meiste davon hatte er im Hinblick auf seine Tochter angeschafft. — Wie viel Stunden des Glückes, wie viel wahre Belehrung dankte Rose diesen Büchern! Selbst die besten Vervollkommnungen in ihrer Kunst dankte sie denselben, denn was Rose's Blumen so leicht und natürlich machte, das war eben die Kenntniß, die sie von der Pflanzenwelt besaß.

Es gab in den Wiesen und Wäldern, an den Gräben und Zäunen in und um Bromberg kein Pflänzchen, dessen Namen ihr fremd war, und nicht den Namen blos kannte sie, sondern auch seine ganze Art und Weise, den Boden, der ihm am liebsten, die Zeit seines Keimens und Blühens, und die, wenn seine zarte

Frucht reift. — Sie hatte in einem Feldblumenkranze zwei jener zierlichen Bällchen nachgebildet, welche die Kinder Pustblumen nennen, die geflügelten Samen der gemeinen Butterblume, noch am Blumenboden befestigt, und man hatte diesen Kranz bei der Gewerbeausstellung in Danzig eines Preises würdig gefunden.

Das zierliche leichte Ding, an dem jeder Mensch im Sommer an jedem Weg rein achtlos vorüber geht, hatte in der Nachahmung Aufsehen erregt, und war unsäglich bewundert worden.

Da saß nun das junge geschickte Mädchen und blickte sinnend in den mit Maiglöckchen gefüllten Carton und die Gedanken, die in ihrem Geiste hin und her zogen, glichen aufgescheuchten Vögeln, die ängstlich ihr Nest suchen. — Es war etwas in ihr nicht in der Ordnung, das fühlte sie, und das Etwas hatte Zusammenhang mit ihrem Vetter Felix, dessen Ankunft und Freundlichkeit sie gestern so glücklich gemacht hatte.

Die Mutter klingelte einmal, zweimal, Rose hatte es in ihrer sonderbaren Aufregung überhört; das war nicht vorgekommen in all' den Wochen seit die alte Frau krank lag.

Beim dritten Klingeln erst fuhr Rose erschreckt empor, die Glut der Scham stieg auf ihre Wangen und zugleich drängte sich ihr ein Thränenstrom in die Augen, dem sie nicht länger wehren konnte.

Als sie das Caffeebrett auf das Tischchen neben dem Bett niedersetzte, bemerkte Frau Goldau die gerötheten Augen ihres Kindes.

„Nun, Rose, was hast Du mein Herz? was bringt Dich zu Thränen, an einem so schönen Morgen?" fragte sie liebevoll.

„Weiß ich's, Mutter," sagte das junge Mädchen, „es ist mir seltsam zu Muthe, ich kann wohl sagen, wie nie in meinem Leben. Fräulein Marie saß, als ich vom Felde kam, mit dem Herrn General unter der Linde, da kamen mir, wie ich oben mich zur Arbeit setzte Gedanken, und die waren traurig. Ich verglich mein Leben und ihres, und da kam mir's vor, wie zur Zeit als wir noch Kinder waren und Du Mama einen Apfel zwischen uns theiltest, sie bekam die Seite, die so recht roth und schön glänzte, und ich die andere, auf welche am Baume Gottes Sonne nicht geschienen hatte. — Ich wußte wohl, Du thatest das aus Rück-

sicht auf das Kind unseres Wohlthäters, aber welche Rücksicht hat das Schicksal zu nehmen?" —

Die Thränen flossen von neuem und zwar recht heftig.

„Aber obgleich ich Dir die grüne Seite des Apfels gab, Rose, die schlechtere nach Deiner kindischen Meinung, hast Du doch wohl nicht geglaubt, daß ich Dich weniger liebte, als das Kind unseres Wohlthäters?" entgegnete die Mutter.

„Nein! nie! nie!" schluchzte das Mädchen, „ich habe die Gewißheit Deiner Liebe immer gehabt, Mutter! liebe Mutter!"

„So behalte auch jetzt die Ueberzeugung von der Liebe Gottes und Du wirst solche kindische Thränen nicht mehr vergießen, liebstes Herz: Willst Du das Geschick des jungen Mädchens beneiden? fängst Du an Dich unglücklich zu fühlen, weil Arbeit Dein Loos ist? — Rose! Rose! wenn das Dein Vater jenseits sieht, es muß einen Tropfen irdischer Schmerzen in seinen himmlischen Frieden werfen."

*
* *

Unterdeß saß Felix Fink dem General Vollmer und seiner schönen Tochter gegenüber.

„Sie sind ein Künstler echter Art, mein lieber Herr Fink," hatte der General zu ihm gesagt, „kein Virtuose, wie man heut zu Tage so bezeichnend spricht. Ihre Virtuosität ist nur der untergeordnete Theil Ihrer Künstlerschaft, die in Herz und Geist nicht blos in den Fingern sitzt."

„Excellenz unterscheiden scharf," entgegnete Fink, „in unserer jetzigen Zeit wird Virtuosität nur zu oft mit Künstlerschaft verwechselt. Kunstfertigkeit kann angelernt, Künstlerschaft muß angeboren sein, und der, dem Gott das Herz und den Geist des Künstlers gab, empfing von ihm Beruf, ja Befehl, sich die Kunstfertigkeit anzueignen, die freilich den gebornen Künstler erst zum verdienstvollen macht. — Das Ueberwinden technischer Schwierigkeiten, das muthige Ringen mit dem Staube der Erde um den eingebornen Götterfunken der Kunst zum Opferfeuer auf ihrem ewigen Altare zu machen, ist für den Künstler nicht blos eine Uebung der Finger, sondern auch eine Schule für den Charakter und macht zugleich den Künstler zu dem was er sein soll, zu einem Freudenbringer für die ganze Menschheit. Erst indem ich Andern durch die Ausübung meiner Kunst das Herz bewege, wirke ich als

Künstler, und um das zu können, müssen die technischen Schwierigkeiten von mir bereits ganz überwunden sein.“ —

„Wahr! sehr wahr!“ entgegnete der General, „und da habe ich vielleicht Unrecht gethan, Sie, lieber Fink, heute durch meine Einladung zu stören, aber als ich Ihnen ein Stündchen zugehört, ward mein Wunsch Ihnen die Hand zu drücken und für die Freude, die Sie uns gemacht, zu danken all' zu lebhaft und hier dies junge Mädchen, meine Tochter Marie, theilte denselben —“

Felix verbeugte sich erröthend vor Vater und Tochter. — Er hatte noch nicht viel in der großen Welt gelebt, doch fehlte es ihm nicht an natürlichem Tact und angeborner Grazie, ohne welche auch ein hochbegabter Mensch, ja dieser vielleicht am schnellsten, so leicht dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt.

Das Gespräch wurde bald lebhaft, ohne weiters auf die Leistungen des jungen Künstlers Bezug zu nehmen. Felix erzählte von Berlin, von verschiedenen künstlerischen Berühmtheiten, die er dort und an andern Orten kennen gelernt, man sprach von alter Musik, und Marie bat, daß er ihr Aufklärung geben möge über

einige uralte Noten mit ihr gänzlich unbekannten Schlüsseln, in deren Besitz Papa sich befand, dann machten alle drei noch einen Spaziergang durch Feld und Garten und zogen sich vor der Hitze des Tages in ihre Zimmer zurück.

Felix hatte seine Verwandten Mittags, als er zu Tische kam, noch nicht gesehen.

Er trat unbefangen und herzlich in das kleine einfach eingerichtete Stübchen und Rose hieß ihn erröthend willkommen! Die Muhme hatte heute das Bett verlassen und saß im Lehnstuhle am Tisch, eine schlanke Frau, mit den traurigen Rosen der Schwindsucht auf den Wangen und jenem Glanz in den Augen, der überirdisch erscheint und in der That demjenigen, der ihn besitzt, die Kürze seines irdischen Daseins verkündet. —

Sie hüstelte zuweilen und dann zeigte sich auch wohl ein Blutstropfen auf den fieberhaften Lippen, aber sie nahm das nicht schwer, war heiter und freundlich und fragte den Sohn ihrer Schwester nach tausend Dingen aus seinem vergangenen Leben, aus seiner Studienzeit, über die Erfolge einiger Concerte, die er in Berlin und Frankfurt an der Oder gegeben, und über

die sich Ludwig Rellstab, der tüchtige Musikkenner, so äußerst günstig ausgesprochen.

Auf Rose's Lippen brannte eine andere Frage. — „Nicht wahr," sagte sie, als der Vetter sich in seiner Rede auch speciell an sie wendete, „der Herr General ist ein prächtiger Mann und ein großer Musikkenner?"

Felix bejahte es freudig.

„Und Fräulein Marie? nicht wahr, das ist ein schönes Mädchen?"

„Ja Rose!" mein lieb' Schwesterchen! sie ist sehr schön, doch gibt es ein eben so schönes nicht weit von mir und jetzt ganz in meiner Nähe," entgegnete er lächelnd, indem er seine Hand auf ihren Arm legte, aber — er schwieg plötzlich und zeichnete mit seiner Gabel einen Zug auf seinen Teller.

„Mama, wie schmeckt Dir der Brathecht?" fragte Rose tief erröthend die Mutter, deren Blick auf dem jungen Manne ruhte.

„Du hast ihn sehr gut zubereitet, mein liebes Kind," entgegnete diese freundlich, „aber mein Appetit, das weißt Du ja, ist nicht groß, und ich bin eigentlich schon satt."

„Und Dir, lieber Felix, wie schmeckt er Dir?"

„Ja! das ist es eben,“ entgegnete dieser nachdenklich, „es gibt Wesen, die einen entweder zum Himmel oder zur Hölle führen können und — sie gehört dazu, das habe ich in der ersten Stunde gefühlt. —“

Warum lachte Rose nicht? warum verstand sie sogleich den Bezug der lächerlichen Antwort?

Frau Goldau ahnte vielleicht warum, denn ihr glanzvolles Auge ruhte eine Weile beinahe ängstlich auf dem schönen Gesicht ihrer Tochter und dann sagte sie, indem sie ihren Neffen ansah: „Verliebe Dich nur nicht etwa in sie, lieber Felix, Fräulein Marie ist — halb und halb eine Prinzessin und ich wünsche, daß Dich kein unnützes Herzeleid träfe.“

„Ei, liebe Muhme, eben so gut könnte ich mich in den Abendstern verlieben, den die Astronomen und Gelehrten bald Hesperus, bald Venus, bisweilen auch Lucifer nennen.“

„Nun, Felix,“ sagte Rose mit niedergeschlagenen Augen, „vom Lucifer hat die schöne, sanfte, gütige Marie doch wohl ganz und gar nichts an sich.“

„Außer den Stolz,“ entgegnete er; „eine wirkliche Prinzessin könnte ihn nicht in höherem Grade besitzen.“

„Das hab' ich nie gefühlt," meinte Rosa freundlich, „sie ist immer gleich gegen mich gewesen und hat es mich nie fühlen lassen, daß ich ein armes, zum Theil von ihren Wohlthaten lebendes Mädchen bin."

„Vielleicht darum, weil Du, Röschen, stets demüthig, halb und halb mit dem Wesen einer Dienerin neben ihr gestanden. — Mit mir ist das ein Anderes, ich fühle mich nicht so tief unter ihr, daß ich es nicht wagte in ihre schönen Augen zu sehen. Was sie auch für Ansprüche macht, ich stelle mich mit ihr auf gleiche Höhe."

„Ei nun, Felix," sagte die Muhme, und ein Lächeln, das nicht ganz ohne Ironie erschien, zuckte auf ihren Lippen, „immer warst Du im vorigen Jahre Hautboiste bei dem Regiment, das ihr Vater vor Jahren, als er noch Obrist war, commandirte."

Die Augen des Jünglings blitzten: „Es darf der Künstler mit dem König gehen, denn beide stehen auf der Menschheit Höhen," entgegnete er, „und ich fühle mich Künstler."

„Wohl!" sagte die kranke Frau, „ich will Deine glücklichen Täuschungen nicht durch meine Worte stören, doch möchte ich Dir eines sagen, mein Sohn Felix:

Die Könige stehen nicht immer auf der Menschheit Höhen, mindestens nicht auf denen, die der strebende Mensch zu erklimmen wünschen soll, — nicht der hohe Stand, sondern der hohe Charakter bildet die menschliche Erhabenheit, und diese ist — das wirst Du noch erkennen lernen, Felix — sehr oft mit demüthiger Gesinnung vereint."

„Du bist böse, liebe Mutter," sagte schmeichelnd der Jüngling, „ich bitte Dich, verzeihe mir und verkenne mich nicht, laß mir den Stolz, er bewahrt mich in meiner so zweifelhaften Stellung vor der Gemeinheit. Du glaubst es nicht in Deinem idyllischen Stillleben, mit welchen Menschen mich meine Arbeit um's tägliche Brot bisweilen zusammenführt. Ich war in der Mittagsstunde im Theater, mir meine Collegen vom Orchester, die Sänger und Sängerinnen auf den Brettern und die übrigen — — Künstler von der Truppe des Herrn Deutschmann zu betrachten. Ich will sie gar nicht heruntersetzen, sie sind, was sie sein können, das heißt mindestens eben so sehr Vagabunden als Künstler; wer in dem Schmutz, der auf und vor den Brettern, die die Welt bedeuten, nicht untergehen will, muß auf den Stelzen eines recht-

schaffenen Stolzes zwischen all' der Misere hindurch schreiten."

Rose's Augen hingen mit seltsamem Leuchten an seinen Lippen. „Ich denke," sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig, „Du Felix hast solche Stelzen nicht nöthig, die Kunst, die echte, die die guten Feen Dir bei der Geburt gaben, ist ein Schwanenflügel, der den Gesegneten, der ihn besitzt, nicht zwischen der Misere hindurch, sondern über dieselbe hinweghebt. —"

Der junge Mann stand hastig auf. „Das hieß Dich Gott sagen, mein süßes Schwesterchen," rief er, einen Kuß auf den schönen Mund Rose's drückend, „Mutter, liebe Mutter, diese Rose hier ist wahrhaftig eine aus dem Garten des Paradieses. —"

Gegen Abend, als die Sonne sich bereits neigte, wünschte Frau Goldau hinunter zu gehen in den Garten. Felix und Rose führten die Kranke und sie athmete, langsam zwischen Beiden dahinschreitend, den Balsamhauch der Luft, die mit dem Duft der Rosen und Lindenblüte, und dem des frischen Heues auf den nahen Wiesen erfüllt war. Ein Weilchen saßen die drei in einer der schönen Lauben, die der General

dem Privatgebrauch seiner Miethерin überlassen hatte, und schauten auf den Canal, der dicht vor dem Garten zwischen schattigen Bäumen dahinfließt und jetzt mit Schiffen bedeckt war. — Dieser Canal, der die Brahe mit der Netze und folglich das Flußgebiet der Weichsel mit der Oder verbindet, ist das Werk Friedrich des Großen und ein schönes Ergebniß der Wasserbaukunst seiner Zeit. Die Schiffe werden durch denselben auf einer Strecke von einer deutschen Meile fast 30 Fuß erhoben oder herabgesenkt, und die Stadt Bromberg verdankt diesem Werke ihr schnelles Erblühen und ihren mit jedem Jahre wachsenden Wohlstand.

Das plötzliche laute Erbrausen des Wassers schreckte den jungen Fremden aus dem Sinnen, in das er versunken gewesen, empor. „Was ist das?" fragte er, und die Antwort: „Es wird eine Schleuse geöffnet," erweckten in ihm den Wunsch sich die Sache zu betrachten. „Zeige ihm den Weg, Rose," sagte die Mutter und das Mädchen ging von ihm gefolgt durch den Garten, über die Wiese nach dem Canal.

Felix trat auf die Brücke, unter der das Wasser zitternd niederschoß und schaute gedankenvoll hinab in den grünlichen Schaum. Rose war zur Mutter zurück

geeilt, den Vetter sich selbst überlassend, sie sah, daß der General und Marie von einem Spaziergange heimkehrend der Stelle zuschritten, wo er stehen geblieben. Ein Schmerz wie ein Nadelstich durchzuckte ihr junges Herz bei dieser Wahrnehmung, und während der Aufblickende mit einem Gefühl des Entzückens sich plötzlich seiner schönen stolzen Hausgenossin gegenüber sah, hüllte die arme Rose ihre leise fröstelnde Mutter noch in das Tuch, das sie von den eigenen Schultern nahm und führte die Kranke hinauf in die stille einsame Dachstube, in der sie seit Jahren in süßem Frieden gelebt hatten und die ihr seit wenigen Tagen, ja fast seit Stunden nur, plötzlich so eng, so düster, und dann wieder für Momente so schön erschienen. Frau Goldau hatte der Spaziergang nicht gut gethan. Sie fühlte sich auf's äußerste erschöpft, sie hustete heftig und ihre Glieder zitterten.

Rose entkleidete sie voll besorgter Liebe. Sie wärmte ihre kalten Füße in ihrem Schooße, sie küßte die liebe glühende Hand, die freundlich ihre Wangen streichelte.

„Setze Dich zu mir, mein Mädchen, hier ganz dicht," flüsterte die Mutter heiser.

Rose kniete zu den Häupten des Bettes.

„Du liebst mich noch wie sonst, mein Röschen, nicht wahr?"

„Mutter! meine liebe, liebe Mutter!"

„So höre denn, was ich Dir sage, mein herzig Kind. Ich hab' manches Jahr hindurch einen süßen Traum geträumt, den Traum, Dir an dem Sohne meiner einzigen Schwester einen Beschützer für's ganze Leben zu erziehen, nicht einen Bruder — mehr wie einen solchen. — Nein, Röschen! weine nicht und drück' auch Dein Gesicht nicht in die Kissen, ich war eben eine thörichte Frau. — Das ist vorüber! der Felix wird Dir aber, das seh ich und fühl' ich, ein treuer Bruder sein — und ein Bruder, ein gütiger Bruder! ist in manchen Stücken besser als ein Liebhaber, immer besser als ein liebeleerer Gatte. — Bedenke recht, was ich Dir sage, meine liebe Tochter! Geschwisterliebe ist heilig und rein und es liegt eine Fülle von Glück in derselben. Der Felix strebt nach hohen Dingen, der wird sein Herz nicht an ein Mädchen hängen, das schlicht und recht seine Frau werden kann, er wird seine Augen nach oben richten, auf einen Stern am Himmel, den er nie erreichen, aber nach dem er ewig empor sehen

kann. — Einem solchen Manne ist das Glück einer friedlichen Häuslichkeit zu klein, wenigstens in den Jahren der Jugend; er verlangt was Anderes, was viel Höheres, das die Erde nicht hat. Späterhin kann es denn wohl geschehen, daß er, gedrängt von den kleinlichen Bedürfnissen des Erdenlebens, seine Köchin heiratet, oder eine häßliche, alberne Person mit vielem Gelde. Vor solchem Elend kann die Liebe und Sorgfalt einer treuen Schwester, Deine Liebe und Sorgfalt, mein Röschen, den Felix bewahren, wenn Du es möglich machst, ihn mit ganz schwesterlichen Augen anzusehen. Wenn Ihr mit einander erzogen wäret, würde Dir das natürlich sein, jetzt könnte es Dich vielleicht hin und wieder Ueberwindung kosten — aber ich denke darin bist Du von Kindheit an geübt. Das ist die Wohlthat, welche gedrückte Verhältnisse dem Menschenherzen erzeigen, sie geben ihm Kraft und Elasticität sich in das Unvermeidliche zu fügen, wie schwer es auch sei, während die Glücklichen unter der ersten Last, die auch sie früher, oder später trifft, oft ihr Herz brechen fühlen."

Die Mutter schwieg, sie kämpfte mit dem Husten, der ihr die Brust zu heben begann und bekämpfte end-

lich den peinlichen Reiz, aber dann mußte sie ihr Haupt in die Kissen drücken, um sich von der Anstrengung zu erholen; Rose kniete an ihrem Bett und rieb ihr mit leiser Hand die bleiche erkaltete Stirn. Der Sommerabend war so goldig, die Blumen dufteten so süß, die Mondsichel hing silberklar am Himmel, aber die junge Blumenmacherin konnte der ganze Reichthum der Natur nicht hinauslocken, sie saß am Bette ihrer Mutter und wand Maiglöckchenkränze und Sträuße und wischte von Zeit zu Zeit der Kranken den Schweiß ab, oder netzte ihre heißen Lippen mit einem kühlen Trank.

Felix war indeß mit dem General und seiner Tochter in der Laube, wo er die schöne Marie zuerst gesehen hatte. — Sie sprachen von Musik, von der Milde der Luft, vom Himmel des Nordens und Südens und der General erzählte, daß er im nächsten Jahr mit seiner Tochter eine Reise nach Italien, Spanien, Algier, Malta und den jonischen Inseln zu machen gedächte. Den Süden und Westen Deutschlands, Tyrol und die Lombardei kannte die junge Dame bereits.

„Und Sie gefallen sich hier in diesem kleinen

Orte? in dieser wenig reizenden Gegend? in dieser Gesellschaft mittelmäßiger Geister?" fragte Felix mit unverholenem Erstaunen.

„Warum nicht!" entgegnete sie einfach. „Meinen Vater fesseln Pflichten und Verhältnisse an Bromberg, ich habe einen großen Theil meiner Kindheit hier zugebracht und tausend liebe Erinnerungen knüpfen mich an diesen Ort. Ueberhaupt ist's ja nicht der Ort, der uns das Lebensglück gibt. Der größte Mann, Goethe! brachte sein Leben in dem kleinen Weimar zu und es war nicht nur die Gesellschaft seines fürstlichen Freundes, sondern auch die vieler anderer wackerer Menschen, die ihn dort beglückte."

„Und er hatte dort, wie wir hier Gelegenheit seine Kräfte auszubilden, Pflichten zu erfüllen, Gutes zu thun und glücklich zu sein," setzte der General hinzu. „Wir wollen uns nun freilich nicht mit dem Dichterkönig auf eine Stufe stellen, indeß, mein lieber Herr Fink, in einer Mittelstadt hat ein einzelner Mann, oder eine einzelne Familie ganz andere Geltung, als in einer Weltstadt, wie Paris oder London. — Mein Haus ist hier der Mittelpunct eines Umgangskreises, in dem Rang und Titel sehr wenig, gute Sitten, Talente,

Künstlerberuf alles gelten. Auf dem Wege von Berlin nach Petersburg berühren viele große Künstler und berühmte Persönlichkeiten Bromberg. Sie machen jetzt hier einen Ruhetag, weil der General Vollmer sie erwartet, und aus dem Ruhetage wird auch bisweilen eine Ruhewoche. — In der Stadt stehe ich an der Spitze mancher nützlichen Neuerungen, die zum Guten und Bessern Bahn brechen. Ich bin Comitémitglied bei allen möglichen Vereinen und habe von jedem mancherlei Arbeiten. Marie ist Vorsteherin der Armenschulen, der Kleinkinderbewahr-Anstalt und noch verschiedener anderer wohlthätiger Vereine. Dazu geben Haus, Garten und Feld mannigfache Beschäftigung. Marie hat eine hübsche Milchwirthschaft zu besorgen, das Alles können wir nicht in die Tasche stecken und damit in eine schönere Gegend übersiedeln. — Zudem, ich kaufte diese Besitzung im Jahre dreiunddreißig nach der Beendigung der polnischen Revolution, damals ein junger Officier, und ich pflanzte jeden Baum hier mit glänzenden jugendlichen Hoffnungen. Die Hoffnungen, nun die sind freilich in Schaum und Rauch zerflossen, die Bäume aber haben Wurzel geschlagen, sind gewachsen und unter ihnen, mit ihnen mein ein-

ziges Kind. Hier hat meine Marie ihre Heimat, und die — Heimat ist immer der schönste Ort in der ganzen Welt."

Ein tiefer Seufzer bewegte die Brust des Jünglings. Er hatte keine Heimat! zwei Gräber im Norden deckten Vater und Mutter; Schule und Universität waren wie die Caserne, in der er während seiner Militärzeit lag, Quartiere gewesen. Die alte Muhme, die ihm so viel Gutes erzeigt, hatte er immer nur als eine fremde gütige Person betrachtet, die zufälliger Weise die Schwester seiner Mutter gewesen. Welche Opfer sie dem verwais'ten Knaben gebracht, welche Liebe sie für ihn stets im Herzen getragen, welche Hoffnungen sie an sein jugendliches Haupt geknüpft, davon hatte er nie auch nur die leiseste Ahnung gehabt. — Das Alles flog im Augenblick durch seinen Kopf und seinen Geist.

Marie schien in seinen Gedanken zu lesen. „Des Künstlers Heimat ist seine Kunst und die Liebe aller Herzen, die sie ihm unterthänig macht, gibt Ersatz für Familienliebe," sagte sie mit einem Blick, in dem nichts von dem Stolze zu lesen war, durch welchen Felix am vorigen Tage sich verletzt gefühlt hatte.

Caro hatte während dieses Gesprächs sich in den Garten geschlichen, und drängte seinen schönen Kopf unter seines Herrn Hand auf dessen Knie.

Felix blickte wehmüthig in die Augen des Mädchens: „Meine Geige und mein Hund mußten einem Vagabunden, wie mir, Vaterhaus und Freunde ersetzen, so meinen Sie es wohl, meine Gnädigste!"

Marie zog mit ihrem schönen, schneeweißen Finger eine Linie auf der Marmorplatte des Gartentisches und unverwandt auf denselben hinblickend, recitirte sie mit leiser Stimme:

„Was thun, sprach Zeus, die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, der Markt, die Jagd sind nicht mehr mein,
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst! er soll Dir offen sein!"

„So meine ich's, Herr Fink," sagte sie, plötzlich und scharf die Augen zu ihm aufhebend, „und Sie wissen das auch."

Sie stand auf und verbeugte sich leicht. Eine königliche Gestalt! „Gute Nacht, Herr Fink; Papa, ich sehe Dich doch noch in meinem Zimmer?"

Sie ging! — Ein seltsames Weh zuckte durch Fink's Herz, was war ihm das junge Mädchen, was

konnte sie ihm sein? — Pah, er hatte schon schönere gesehen, und Röschen, seine hübsche Base, war, weiß Gott, eben so schön, als Marie.

Der Nachtwind begann kühl durch die Bäume zu säuseln, die Mondsichel neigte sich zum Untergange.

„Excellenz, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen," sagte der junge Violinist, sich von seinem Sitze erhebend, auf dem er eine Viertelstunde schweigend gesessen.

„Gute Nacht, Herr Fink," entgegnete der General, ihm zum Abschiede die Hand bietend, „ich werde morgen höchst wahrscheinlich in der Theaterprobe sein, um Sie dirigiren zu sehen."

*
* *

Das Theater in Bromberg, und wahrscheinlich jedes in der Welt, ist in der Morgenstunde ein seltsam düsterer, unheimlicher Ort. Aus dem goldenen Sonnenlichte des Sommertages trat Felix Fink in den schmalen, dunkeln Gang, der ihn zum Orchester führte. Eine einzige qualmende Oellampe brannte in demselben und machte die Finsterniß sichtbar. Im Orchester herrschte ein blaugraues, gespensterhaftes Zwielicht, und ein heller Sonnenstrahl fiel durch einen Ritz im

Laden eines der hohen Fenster in das Parterre und bildete eine glänzende Linie, in welcher unzählige, regenbogenfarbige Staubkörperchen einen lustigen Elfentanz aufführten.

Die meisten Musiker waren bereits im Orchesterraum anwesend, und empfingen ihren neuen Dirigenten mit keineswegs modischen und gratiösen Verbeugungen. Die Leutchen hatten außer ihren musikalischen Pflichten gewöhnlich noch andere, die sie mit der Welt Brombergs in Verbindung erhielten. So war der Contrebaß ein wohlbekannter Flickschuster; die zweite und dritte Violin hatten Anstellungen bei der Telegraphie, Flöte, Oboe und Clarinette waren Klempner und Gelbgießer. Bei alledem ging aber die Probe der Don Juan-Ouverture gar nicht so übel. Der Director Deutschmann hielt auf die Oper, und war selbst nicht ganz ohne Verständniß für Musik.

Der aufgehende Vorhang ließ den jungen Dirigenten jetzt auch einen Blick thun auf die Bretter, die die Welt bedeuten, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß Besen und Borstwisch denselben ganz unzweifelhaft große Dienste hätten leisten können, so war doch bei der Dunkelheit, oder vielleicht wegen derselben an

den Decorationen nichts besonders Tadelhaftes. Leporello, ein hübscher, junger Mensch, hatte eine zwar noch ungeschulte, aber kräftige Stimme, Donna Anna war nicht mehr so jung als zehn Jahre früher, aber eine routinirte Sängerin, und Don Juan eine prächtige Männergestalt mit trefflichen Gesangsanlagen.

Felix fühlte sich gar nicht unbehaglich in seiner Function, und als nach beendigter Probe der Director händereibend zu ihm trat und ihm nach manchen Hms! und Has! auseinandersetzte: die Gesellschaft erwarte, daß ihr neues, so bedeutendes Mitglied sich generös zeigen und den Anwesenden ein kleines Frühstück aus der nahen Restauration besorgen würde, lehnte er das zwar ab, lud aber Alle für den nächsten spielfreien Abend nach dem Sommerlokal, das sie selbst bestimmen würden, zu einer Bowle ein.

Don Juan, Donna Anna, Leporello, der Comthur und Masetto schlugen die sechste Schleuße vor, und da Zerlinchen und Don Octavio nichts dagegen hatten, so ward der nächste Mittwoch als Tag der Zusammenkunft festgesetzt, und Felix ging nach Hause, sich bei seiner jungen, wirthschaftlichen Base

Raths zu erholen, wo man am besten Rum, Zitronen, Rothwein und Zucker in dem Weichbilde Bromberg's kaufen könne.

Rose hatte fast die ganze Nacht am Bette ihrer Mutter zugebracht, ihr Gesicht zeigte deutliche Spuren des Kummers und der Uebermüdung. Freilich kam kein Wort der Klage über ihre leise zitternden Lippen, auch gab sie ihre Rathschläge ausführlich und verständlich, aber sie merkte, es sei in der Brust des jungen Mannes kein Fünkchen Liebe für sie und ihre Mutter, da er jetzt an ein lustiges Gelage denken konnte.

„Rose darf doch mit hinaus?" fragte Felix am Morgen des Mittwochs die Frau Goldau, jene aber schüttelte selbst ernst verneinend das Köpfchen, und erklärte, solche Gesellschaften schickten sich nicht für ein Bürgermädchen, auch sei es jetzt für sie ganz unmöglich, die kranke Mutter zu verlassen.

„Der General und Fräulein Marie werden auch draußen sein," entgegnete Felix etwas empfindlich, „doch, wie Du willst, Röschen, Du selbst mußt besser als ich wissen, was sich für Dich schickt, und was nicht."

An der sechsten Schleuße wimmelte es von Menschen, die Schauspieler hatten sich vorgenommen, in der Abendkühle draußen zu sitzen, und das Gerücht davon hatte das Publicum hinaus gelockt.

Don Juan, der Liebling desselben, saß unter einer Birke auf dem ihm zuerkannten Präsidentenstuhle und Elvire, Masetto, Donna Anna, der Comthur u. s. w. hatten sich in bunter Reihe um den langen Tisch geordnet, an dem der Director Deutschmann seinen neuen Musikdirector beim Einschenken unterstützte.

Es war eine lustige Gesellschaft, die sich sehr zwanglos und ohne alle Rücksicht auf die übrigen Anwesenden mit Neckereien und lautem Gelächter unterhielt.

Die Federn an den koketten Damenhütchen wehten im Winde, die großen Crinolinen bauschten sich unter dem Tische, die geöffneten Röcke der Herren zeigten Westen von glänzenden Farben, Gläserklang mischte sich lustig mit lustigem Gelächter und die sinkende Sonne warf goldene Sterne auf das Wasser des Canals, und einen Purpurschimmer auf Wiese und Wald.

Es ist ein lieber, herzlicher Ort, die sechste Schleuße bei Bromberg, und der Eindruck freundlicher Ländlichkeit, den das zierliche Häuschen am Wasser unter den schönen Baumgruppen hervorbringt, wird noch erhöht dadurch, daß der Schleußenmeister die Kunst des Steinmetz betreibt. An Wochentagen pickten die Meißelschläge bis zum späten Abend, und unter den Bäumen ein wenig abseit von den Gesellschaftsplätzen stehen die fertigen Arbeiten: Chaussee- und Meilensteine und Wegemarken mancherlei Art, aber auch Grabsteine und Kreuze, zierlich gearbeitet, und oft schon mit den vergoldeten Inschriften versehen.

Felix saß an seinem Tische so, daß er den Weg, der zwischen diesen Kunstwerken trauriger Bedeutung hindurchführt, ganz übersehen konnte, und war so glücklich, den stattlichen Wagen des General Vollmer zu erkennen, als er von der Chaussee ablenkte. Er bat, jetzt mit dem Gesange zu beginnen, und im Moment, als Marie, von ihrem Vater aus dem Wagen gehoben, mit ihrem Fuße den Boden berührte, schallte Richard Wagners:

„Freudig begrüßen wir 2c. 2c."

durch die abendliche Stille.

Die Augen der jungen Dame flogen nach dem Tische, an dem Felix mit dem Tactirstocke den Sängerchor beherrschte; sie verbeugte sich tief erröthend, sie hatte die Huldigung angenommen, welche ihr jugendlicher Hausgenosse ihr darzubringen versucht hatte.

Eine große Gesellschaft von Herren und Damen empfing Vater und Tochter achtungsvoll. General Vollmer war zur Zeit der Mittelpunct der Bromberger Geselligkeit, die schöne reiche Marie der Gegenstand zahlreicher Bewerbungen. Zwar schwebte ein gewisses Dunkel über den Verhältnissen von Vater und Tochter, das die älteren und jüngeren Damen sich nach Kräften aufzuklären bemühten. Das eine stand fest: in der ganzen Stadt lebte niemand, der die Gattin des Generals persönlich gekannt hätte, und so meinten denn einige wohlwollende und arglose Personen natürlich, es habe wohl überhaupt nie eine solche gegeben, und das schöne Mädchen sei die Frucht einer Jugendsünde, die der rechtschaffene Mann auf diese Weise sühne.

Ihre Mutter sollte ein Fräulein vom Theater, eine hübsche Küchenmagd, ja wie einige flüsterten, eine sehr vornehme Dame sein.

General Vollmer sprach sehr selten über seine Gattin, geschah dies aber doch einmal, so beobachtete er stets eine gewisse Zurückhaltung und es klang, als ob er in derselben eine heißgeliebte Verstorbene betrauere. Es existirte auch in dem großen Hause kein sichtbares Bild von Mariens Mutter. Den General selbst hatten einige der älteren Personen der Stadt noch als jungen Lieutenant gekannt. Während der polnischen Revolution im Jahre 1831 hatte er in Bromberg gestanden, und sich damals, das wußte man, gegen die Insurgenten ausgezeichnet. Auch im Jahre 1849 focht er gegen die Polen, nahm aber dann plötzlich seinen Abschied, den er mit einer Rangerhöhung und der Verleihung des rothen Adlerordens erster Classe, also mit allen möglichen Ehren erhielt. Bald darauf kam er für immer nach Bromberg. Das schöne, etwa neunjährige Mädchen hatte er schon viel früher zu dem Organisten Goldau gegeben, der ihm seit vielen Jahren bekannt sein mußte, denn die beiden Männer nannten einander Du und betrugen sich trotz ihrer verschiedenen Stellung in der Gesellschaft ganz wie Jugendfreunde. Während der General das Haus auf Canalswerder, das er angekauft, auf's Beste und

Bequemste ausbaute, den Garten verbesserte und mit vielen neuen Anlagen schmückte, blieb das Kind unter der Obhut der wackeren Frau Goldau, welche damals ihren Gatten durch den Tod verlor. Die Witwe erhielt dann die kleine Wohnung im Hause des Generals, und sah, so lange sie gesund war, zum Rechten in dessen Wirthschaft. Ihre Tochter und Marie wuchsen zusammen auf, und sehr früh trat Marie an die Spitze ihres väterlichen Haushaltes und füllte ihre Stelle dort, sowohl die Pflichten der Geselligkeit, wie auch als Pflegerin und Gefährtin des Vaters auf's beste aus. Freilich ging ihr Frau Goldau, so lange ihre Kräfte es erlaubten, mit Rath und That an die Hand, und Rose, ihre um zwei Jahre jüngere Gespielin, übernahm neben ihren andern Arbeiten auch noch die eines geschickten und fröhlichen Kammermädchens, so daß der jungen Dame alles ziemlich leicht gemacht wurde. Als aber Frau Goldau schwächer und schwächer wurde, als Rose von ihrem Geschäft, der Pflege ihrer Mutter und der Führung des eigenen Haushaltes ganz in Anspruch genommen, ihrer jungen Gebieterin auch nicht den kleinsten Dienst mehr leisten konnte, wußte Marie sich auch ohne

diese Unterstützungen vortrefflich einzurichten, und General Vollmer sah mit gerechtfertigtem Vaterstolze auf sein schönes, verständiges, thätiges Kind.

Alles das hatte Felix, seit er im Hause seiner Muhme wohnte, bereits aus dem Munde der alten Frau vernommen, auf seine Frage nach der Gemahlin des Generals hatte aber Frau Goldau die Achsel gezuckt, und gemeint, sie wisse von derselben nur, daß sie noch am Leben, und nicht von ihrem Gatten geschieden sei, und der junge, phantasiereiche Künstler hatte an dies Wenige eine Reihe von Gedanken und Träumen geknüpft, die er selbst gewiß sehr thöricht genannt hätte, wenn ein anderer sie ihm erzählt.

Der Gesang war beendet. — Die Mitglieder von Herrn Deutschmann's Bühnen-Gesellschaft standen von ihrem Tische auf, um theils in den Wald zu gehen, theils eine Wasserfahrt den Canal hinauf zu machen; man lachte und scherzte ziemlich laut, und nur Felix hielt sich schweigend und ruhig und trat endlich zu dem Tische, an welchem die Dame saß, die er sich leise im tiefsten Herzen mit den Worten des Troubadours: „die Dame die ich meine" zu bezeichnen erlaubte.

Marie empfing ihn mit vieler Güte. — Ihr

schöner Mund lächelte voll entzückender Freundlichkeit als er sie begrüßte, und sie gestattete dem schmeichelnden Caro, daß er seinen Kopf auf ihren Schooß legte. Ja, als Felix von Musik zu sprechen begann, nannte sie unbefangen einige Lieblingspiecen und meinte, sie müßten sich im Freien, im Grünen, ganz besonders gut anhören.

Der junge Violinist besaß neben seiner musikalischen Ausbildung auch als Naturgeschenk eine hübsche, klangvolle Stimme, und hätte ganz gewiß, wie Director Deutschmann meinte, einen capitalen Heldentenor abgegeben, wenn nicht ein angeerbtes Leiden des Kehlkopfes es ihm unmöglich gemacht, lange und ausdauernd zu singen. Eine kurze Zeit hindurch konnte er aber Ungewöhnliches leisten, und als seine muntern Gefährten sich wieder um eine neue Bowle sammelten, nahm er die Mandoline, die der Tenorist der Gesellschaft mitgebracht, und sich selbst begleitend sang er Heine's Lied:

„Auf Flügeln des Gesanges
Herzliebchen trag ich Dich fort"

nach der süßen Weise, die Mendelssohn-Bartholdy den süßen Worten gegeben.

Es war indeß Abend geworden. Der Vollmond stieg groß und silberklar im Osten herauf und goß sein mildes Licht über die Welt. Kein Laut regte sich in der versammelten großen Menschenmenge, nur das leise Plätschern des Wassers und das Flüstern des Abendwindes im Birkenlaube begleitete den Gesang; als er aber verklungen war, als auch die leisen Töne des Nachspieles schwiegen, ergoß sich ein endloser Jubel durch die Menge der Zuhörer. Bravo's, Vivatrufe, lautes: Danke! danke! von Frauenstimmen erfüllte die Luft. Man war entzückt von dem Gesang, vielleicht auch von dem hübschen Sänger, und ein leiser süßer Schauer durchrieselte den Busen der schönen Marie, als Caro sich jetzt dicht an sie drängte und ihr plötzlich einen Strauß weißer Wasserrosen in den Schooß fallen ließ.

Unwillkürlich nahm sie die feenhaft schönen Blumen in die Hand, ein Papierstreifen war um den Stengel derselben gewickelt, sie sah, daß mit Bleistift etwas darauf geschrieben war, und ihre scharfen Augen erkannten die Worte des Liedes:

„Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.“

Das kam von ihm! von Felix! dem unbedeutenden Jünglinge, der einer Classe der Gesellschaft angehörte, die sie tief unter sich stehend glaubte. —

War es Zorn, der ihr das Herz so heftig schlagen machte? — gewiß! — er konnte wagen — ihr gegenüber — o er wußte bereits, was die Welt von ihr sagte! er wußte bereits, mit welcher Schmach man ihren Namen brandmarkte.

Ihre Augen füllten sich mit brennenden Thränen. Sie zerriß den Papierstreifen mit bebender Hand in kleine Stückchen, richtete sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe empor und stieß den zu Boden gefallenen Strauß mit dem Fuße von sich. Erst als sie neben ihrem Vater im Wagen saß, raffte sie sich zusammen, er durfte nicht wissen, was ihr Herz beschwerte, von allen Menschen auf der Welt er am wenigsten, jede Thräne, die sie, die Tochter, vergoß, erpreßt von ihrem Geschick, das sie mit furchtbarer Tiefe fühlte, war eine Anklage für ihn, und doch war er der beste der Väter, der großmüthigste aller Menschen, der sie, das Kind der Schmach, mit Liebe und Wohlthaten überhäufte.

Zu Hause angekommen, flüchtete sie in ihr Zimmer und versuchte, im Mondschein auf und ab gehend,

ihre Gedanken zu sammeln, und sich, in sich selbst zurecht zu finden.

Sie hatte aus dem Wasserrosenstrauß, den sie so unbarmherzig in den Staub geworfen, eine Blume in der Hand behalten, und drückte sie mit bitterem Schmerzgefühl an ihre Brust.

Jeder wagt es, mich zu beleidigen, dachte sie, und von neuem drängten sich die Tropfen in ihre Augen, jeder! o mein Gott! mein Gott! selbst dieser Mann, dessen Sitten so angenehm, dessen ganzes Wesen so einnehmend und achtungsvoll erschien! Ja, die Sünde der Eltern wird an den Kindern gerächt, und der Fehltritt der Mutter wirft einen Schmutzflecken auf die Jugend der Tochter! — o wäre ich bei ihr, der Armen, Entehrten, die ich nie gekannt habe, die Schmach, die ich mit ihr theilte, wäre mir besser als die ehrenvolle Stellung, in die mein Vater mich allein versetzte, ohne ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

In diesem Augenblicke klopfte man leise an die Zimmerthüre.

„Ich bin's, Fräulein Marie," flüsterte Rose's Stimme, „öffnen Sie mir, um des guten Gottes willen, sie stirbt! meine arme Mutter stirbt!"

Der Riegel flog zurück und Rose stürzte ihrer Freundin zu Füßen.

Marie zog die Todtenbleiche, heftig Zitternde an ihr Herz.

„Was uns Gott auferlegt, können und müssen wir tragen," flüsterte sie in das Ohr der Knieenden. „Der Tod ist ja kein Uebel, Rose, meine liebe Rose! wohl dem, der seine Mutter sehen, pflegen, im Sterben noch umarmen darf."

„O Marie! o liebes Fräulein! Sie wissen nicht was der Tod auf sich hat," rief die junge Blumenmacherin, händeringend, — „sie will Ihren Vater noch einmal sehen, deshalb mußte ich sie verlassen, rufen Sie ihn, gleich, kommen Sie mit ihm nach oben, ich kann nicht warten, sie darf nicht allein sterben, ohne ihre Tochter."

„Meine Mutter mußte das, oder wird es künftig müssen," flüsterte die stolze junge Dame, indem sie in das Zimmer ihres Vaters ging. O nicht die sind am bittersten zu beklagen, die die Wunden ihres Herzens der Welt zeigen. Es verblutet mehr als Ein Leidender sich nach innen, und kein mitleidiger Freund versucht, ihm Linderung zu schaffen. — „Papa! Frau

Goldau ist sehr krank und bittet Dich, zu ihr zu kommen!"

General Vollmer fuhr erschrocken von seinem Stuhle empor, und zeigte, sich umwendend, seiner Tochter ein Gesicht, das — zweifellos von Thränen feucht war. —

Er hat es auch gefühlt, daß mir wieder Schmach angethan worden und beklagt das Schicksal seines Kindes, dachte Marie, während ihr Vater einige Gegenstände, mit denen er beschäftigt gewesen, rasch in ein Schiebfach seines Schreibtisches verschloß.

„Ich komme im Augenblick," sagte er, „schicke Johann im Wagen nach dem Medicinalrath. Rose! armes Kind! wo ist sie?"

„Wo sie sein soll und darf," flüsterte Marie fast tonlos, „am Bette ihrer Mutter!"

Der General legte die Hand wie schützend und segnend auf das Haupt seines Kindes. „Arme Marie!" sagte er leise und ein tiefer, schwerer Seufzer hob seine männliche Brust.

Sie küßte seine Hand, und er hauchte einen Kuß auf die schöne Stirn — dies Haupt wäre würdig ein Diadem zu tragen, dachte er mit stolzer Vaterfreude

in demselben Moment da er die Thür öffnete, die ihn an das Sterbebett seiner vieljährigen Freundin führen sollte. —

Die Züge der Frau Goldau zeigten augenscheinlich jene Veränderung, die dem Tode vorherzugehen pflegt, aber in ihren Augen strahlte ein schönes fast überirdisches Licht, als sie ihren Freund und Wohlthäter durch eine leise Bewegung der Hand nöthigte, sich zu den Häupten ihres Bettes niederzulassen.

„Es ist um meiner Rose willen, daß ich Sie zu mir rufe,“ sagte sie, alle ihre Kraft zusammenraffend, um sich verständlich zu machen. „Meine Stunden sind gezählt, vielleicht sind es nur noch Minuten, die ich zu leben habe. — Behalten Sie mein Kind als die Dienerin des Ihrigen unter Ihrem Schutze, in Ihrem Hause, ein Mädchen, das allein stehen muß, selbst wenn es sich ernähren kann, ist in so jungen Jahren so Vielem ausgesetzt — —“

General Vollmer hatte die fieberheiße Hand der Kranken ergriffen und drückte sie mit Herzlichkeit. „Das Kind Goldau's wird nicht verlassen sein, so lange ich lebe,“ sagte er warm, „und ich will versuchen,

die Mutterliebe, die Sie meiner Marie in früher Kindheit erwiesen, an unserer Rose zu vergelten, verlassen Sie sich darauf, meine liebe Freundin."

„Und nun noch Eins!" flüsterte die Sterbende, indem sie sich aufzurichten versuchte, „hier in dem kleinen Wandschranke, vor dem mein Bett steht, liegen Briefe, hier ist der Schlüssel, — öffnen Sie, das alles dort gehört Ihrer Marie — wenn — wenn sie liebt — wenn sie wählt, — lesen Sie selbst — —"

Die Schwäche der Kranken untersagte ihr weiter zu sprechen, mit Todesschweiß auf der Stirn sank sie in die Kissen zurück und während General Vollmer den kleinen Schrank öffnete und ein Kästchen mit Papieren herausnahm, begann ihre Brust zu röcheln, und der mit der weinenden Tochter zugleich eintretende Medicinalrath fand -- wenn auch nicht eine Leiche, doch eine Sterbende, deren Zustand keine menschliche Kunst oder Wissenschaft zu ändern vermocht hätte.

*
* *

Es war Herbst geworden. — Die Leiche von Rose's Mutter ruhte still in der Erde und die Blätter der Birke, an welcher sie schlummerte, fielen leise auf

den kleinen grünen Hügel. — Die Luft war mit einem leichten Nebel erfüllt, so daß man die nächsten Gegenstände nur wie durch einen Schleier sah, aber es war warm und so windstill, daß selbst die vergelbenden Blätter der Bäume, die den evangelischen Kirchhof in Bromberg zu einem so lieben freundlichen Ort machen, ihr Geflüster eingestellt hatten. Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, aber der Nebel ließ sie dem Monde gleich, als eine lichte strahlenlose Scheibe erscheinen.

In den breiten Gängen des Kirchhofes lag bereits viel buntes Laub, doch die Astern und Georginen standen noch in voller Pracht und Herrlichkeit, ja hin und wieder blühte auf den Gräbern noch eine verspätete Rose. — Von den Kirchen der Stadt tönte das Geläute zum Nachmittags-Gottesdienste durch die herbstliche Stille und wie von den Tönen getragen, schritt die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens über den einsamen Kirchhof.

Es war Rose, die ihren Sonntag Nachmittag am Grabe der Mutter zubringen wollte. — Sie hatte einen Blumenstrauß in der Hand, legte ihn auf den kleinen Grabhügel und setzte sich auf die eiserne Bank,

die der General zu Häupten desselben hatte anbringen lassen.

Sie weinte nicht, aber tiefer Gram lag wie ein Schleier über den jugendlichen Zügen. Das heitere Lächeln ihres Kindermundes war verschwunden, der Glanz ihrer Augen verloschen. — Sie betete:

„Mutter, liebe Mutter! sei bei mir in dieser schweren Stunde, gib Deinem Kinde Kraft das Rechte recht zu thun. O Mutter, liebe Mutter, und wenn der Kelch getrunken ist, den ich ja doch nun leeren muß, so nimm mich bald zu Dir, bald! ich bin müde, meine Mutter —"

Eilige Schritte näherten sich dem stillen Plätzchen, der junge Mann, der rasch unter den Bäumen hervortrat und sich, ihre Hand ergreifend, neben Rose setzte, war Felix Fink und sein Gesicht zeigte, daß der Trauerflor um seinen Hut kein bloßes äußerliches Zeichen sei.

Eine kleine Weile saßen die beiden Verwandten schweigend neben einander, bis Felix endlich Rose's Hand an seine Lippen zog und ihr herzlich in die Augen blickend sagte:

„Hast Du Dich nun entschlossen, Röschen?"

„Ja!“ entgegnete sie fest aber sanft, „und hier am Grabe meiner Mutter — unserer Mutter, F e l i x — denn sie war auch Dir Mutter nach ihrem Vermögen, kann ich Dir auch fest und ruhig sagen, daß mein Entschluß wohl erwogen und unwiderruflich ist.“

„Nun, Kind?“ entgegnete er und es schien ihn etwas wie ein Frösteln zu überrieseln, während er widerholentlich ihre Hand küßte.

„Sieh’, F e l i x, ich sehe ein, daß Du gut und rechtschaffen bist, und die Mutter im Himmel wird es Dir Dank wissen — —“

„Ah — — ehrliche Antwort auf ehrliche Frage — bist Du mir gut, Rose? willst Du in meinen dürftigen, zweifelhaften Verhältnissen mein Weib werden? Hier am Grabe Deiner Mutter, die mir auch Mutter war, sage ich Dir noch einmal, was ich Dir schon alles gesagt habe. Ich — nun ja, ich hatte, als Du glücklich und von der Mutterliebe geschützt warst, allerlei tolle, thörichte Träume. Deine schöne Gebieterin verrückte mein albernes Künstlergehirn, im Augenblick, als ich sie zum erstenmal sah. Es war Narrheit, nichts weiter, hast Du nie Märchen gehört von Rittern oder Troubadours, die am Brunnen eine Nixe, im Walde

eine Elfe fanden, sich in dieselbe verliebten und dadurch groß und berühmt und Herren der Welt wurden. So etwas ist mir auch als Traum durch den Kopf gegangen, mehr war's nicht! Jetzt bist Du eine Waise, Du bist so gut als schön, Du — nun ich denke, Du hast mich ein Bischen lieb, komm mit mir! Als Schwester geht das nicht, als Frau aber, das ginge sehr gut. — Wir arbeiten beide, ist's nicht geschaffelt, nun so ist's gelöffelt, sagt das alte Sprichwort; Künstlers Erdenwallen ist nun einmal mit Sorgen, Kummer, mit allerlei Lumpenkram bedeckt, aber Schutz, ein ehrlich Herz voll herzlicher Liebe, das kann ich Dir in alle Wege bieten, und immer stehst Du besser in der Welt als die Frau des Violinisten Felix Fink, wie als Kammerkätzchen, oder als allein lebende Grisette. —"

Rose schüttelte wortlos den Kopf. — „Du irrst, Felix," sagte sie endlich, und ihre Stimme, die Anfangs dumpf klang, ward allmälig frei und fest, „ich kann Dich als Schwester herzlich lieben, und werde das immer unter allen Verhältnissen; Deine Frau aber kann ich nicht werden, nie — niemals, mir genügt nicht in einer Ehe Schutz, oder eine geachtete Stellung zu finden, ich — so arm und einfach ich Dir

erscheinen mag, verlange mehr, — was ich verlange setze ich nicht erst auseinander, wozu wäre das, Du aber als Künstler, als Anfänger auf einer Laufbahn, die zu den höchsten Höhen der Menschheit führt, bedarfst gar nicht einer Frau, ja sie wäre Dir ein Hinderniß. Dein Genius selbst war es, der Dich meine schöne Herrin sehen und — lieben ließ. Das ist eine Liebe, die Dich leiten kann und soll. — Brich Dir Bahn, erwirb Dir einen Namen, die schöne, reiche, geistvolle Marie ist auch nur ein Mädchen, und Du hast wohl das Zeug dazu, sie Dir zu erringen, an mir wirst Du eine Freundin, eine Vertraute haben, sie sei der Stern nach dem Du strebst, und wenn Du sie vielleicht nicht erkämpfen kannst, so wirst Du gewiß etwas noch Höheres, als den Besitz des schönsten Mädchens erreichen — die Sonnenhöhe Deiner Kunst!" — Sie schwieg einen Augenblick, während Felix von dem Blumenstrauß, der auf dem Grabe lag, eine Blüte nach der andern zerpflückte, dann erhob sie das Köpfchen und blickte ihn mit den lieben, treuherzigen Augen an. „Denke, Felix," sagte sie, und das Lächeln, das über ihre Züge glitt, hatte etwas engelhaftes, „Du mußt Dein Herz theilen zwischen ihr und mir, mir

gehört alles Vertrauen, alle Deine Sorgen, ich kann alle die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens von Dir nehmen, für Dich nähen und glätten, und waschen und stopfen, das ist die Sache einer Schwester — aber der Dame Deines Herzens gehören Deine Strebungen und — Deine Erfolge, alle Lorbeerkränze, die Dir werden, sind der passende Schmuck für das goldige Haar Deiner Fee oder Nixe, und wenn Du einmal so weit bist, ihr einen berühmten Namen zu Füßen legen zu können, dann wird sie den goldenen Schleier ablegen und Dir eine Frau werden, wie es andere ihres Gleichen in Deinen schönen Märchen ihren Rittern und Troubadours je noch geworden sind. Das Bindeglied zwischen Euch Beiden bin ich, und werde es immer treulich bleiben," setzte sie mit tiefem Ernste hinzu, und reichte ihm die Hand, die sie ihm zuerst entzogen hatte, mit großer Herzlichkeit.

„Du liebst mich nicht," entgegnete er, „und das wundert mich nicht; aber Kind, es ist nicht immer nöthig, daß eine Ehe unter ehrlichen Leuten aus Liebe geschlossen werde."

„O doch," sagte sie sanft, „ich wenigstens würde nie heiraten, ohne zu lieben und halte das für ehrlich

und rechtschaffen; eine Frau, sagte mein Mütterchen, das nun im Himmel ist, kann alles ertragen, was Gott schickt, wenn sie liebt und geliebt wird, und es ist ein Betrug, ohne Liebe zu heiraten. Nein, Felix! mach' kein so finstres Gesicht, bei Dir ist das nur ein Ueberwallen der Großmuth, aber Du beurtheilst meine Verhältnisse falsch, ich werde nicht unglücklich sein als Fräulein Mariens Dienerin, auch nicht ehrlos als einsam lebende Grisette, wie Du zuvor sagtest. Eins aber, lieber Vetter, lieber Bruder, möchte ich Dir noch auseinandersetzen, was freilich nicht gerade hieher gehört, und nimm mir das nicht übel, ein arbeitsames verwaist s Mädchen, das anständig, wenn auch für sich allein lebt, ist bei uns nicht, was man im schönen Frankreich eine Grisette nennt. Wir sind nicht vornehme Fräuleins, aber wir sind Jungfrauen so gut wie die vornehmste, und die heilige Jungfrau war auch kein vornehmes Fräulein und Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, war das auch nicht. — Die sich sittsam und ehrbar erhält bei uns in Deutschland, lieber Felix, die hat und behält den höchsten Ehrentitel mit der vornehmsten Dame gemein. Die Prinzessin und die arme Blumenmacherin sind beide Jungfrauen."

„Du bist empfindlich, Rose," entgegnete der junge Violinist, „doch glaube, ich meinte es nicht böse. Gerade ich bekomme so Vieles zu sehen, was nicht sehr schön und nicht sehr ehrenhaft ist, bei den Damen, mit denen meine Verhältnisse mich zusammenführen, daß ich in der Weise Aristokrat bin, ich meine, daß ich die Mädchen der vornehmen Stände für geschützter und darum auch für reiner, sittlicher halte, als z. B. die Damen vom Theater."

„Wenn Du Dir überlegt hättest, was Du jetzt sagtest, lieber Vetter," meinte Rose und legte ihre Hand auf den Arm des Sprechers, „so würde ich glauben, Du wolltest etwas recht Beleidigendes für unser ganzes Geschlecht, ja vielleicht auch für das Deine sagen, aber ich weiß, Du meintest es nicht böse. Lassen wir das fallen, Felix, ich weiß ja, daß Du mich nicht kränken willst, und daß Du mich recht brüderlich lieb hast, so laß uns denn Bruder und Schwester sein und bleiben für alle Zeiten, nimm meinen Dank für Deine Güte und enden wir diese Unterredung, die für uns Beide wol gleich peinlich ist."

„Sei es so," entgegnete Fink, „von Deinem Gesichtspunct betrachtet hast Du wahrhaftig auch

Recht, Röschen, gib mir die Hand, mein Schwesterchen!"

Sie legte ihre Rechte in die seine und ihre Augen schimmerten, als sie sich von dem Sitze erhob und zum Heimgehen anschickte.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, die Nebel waren, ohne daß die Sprechenden es bemerkt hatten, als feiner Regen niedergesunken und die letzten goldenen Sonnenstrahlen brillantirten die unzählbaren Tröpfchen, die an allen Gras- und Blumenblättern hingen. — „Werden die Thränen, die während eines Lebens voll Nebel, ohne Sonne und ohne Glück leise vergossen werden, auch so am Schlusse desselben verklärt erscheinen?" fragte sie sich selbst in ihrem Innern, während Felix neben ihr herschreitend, mit dem Fuße das welke Laub auf dem Wege aufstörte und rauschen ließ.

Seine Worte klangen fast wie eine Antwort auf ihre Gedanken.

„Weiß Gott, Röschen," sagte er, „Du bist ein kluges, ein seltenes Mädchen und wärest werth, auf der höchsten Stelle des Lebens zu stehen, wer weiß auch, was Dir noch passiren kann."

„Weißt Du auch, welches die höchste Stelle im Leben für ein Weib ist, Felix?" fragte sie erröthend, „die Stelle am Herzen eines Mannes, der sie liebt, sei er ein Prinz, oder — oder ein armer Geiger."

„Nun die Stelle an meinem Herzen hast Du verschmäht," entgegnete er und ein unterdrückter Seufzer war ihre einzige Antwort.

*

* *

Der Director Deutschmann hatte mit dem Vorschreiten der Jahreszeit die gewöhnliche Uebersiedlung seiner Gesellschaft nach Posen bewerkstelliget. Die Capelle begleitete ihren Dirigenten aber nicht dorthin. In Posen traf Fink ein anderes Musikchor, das er einzuspielen und auszubilden verpflichtet war, Leute, die in der großen ungesunden Festung ihren festen Wohnsitz und ihr Gewerbe hatten.

Der junge Violinist hatte sich nicht ohne einigen Schmerz von Bromberg getrennt. Die schöne Marie hatte ihm beim Abschiede ihre Hand zum Kusse gereicht und die Berührung der zarten Finger hatte wie ein elektrischer Schlag auf ihn gewirkt. War es ihm doch, als ob ein Druck, leicht wie das Auffliegen einer Blütenflocke seinen Abschiedsdruck erwidert hätte, schien

es ihm doch, als ob das dunkelblaue Auge des Mädchens von einer Thräne verschleiert gewesen, als er scheidend in dasselbe zu blicken gewagt.

Seine freundliche Verwandte hatte ihm einen Abschiedskuß gestattet, ihre Lippen und Wangen kamen ihm kalt vor wie die eines Wachsbildes, als er den seinen darauf gedrückt. „Gott segne Dich, Felix," hatte sie gesagt, als er sie losgelassen, und dann langsam hinzugesetzt: „schreibe bald einmal an mich, so kann ich Dir in meiner Antwort auch recht viel von meinem Fräulein erzählen."

Dies Wort war es, an das Felix dachte, da er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Posen sich in seinem hübschen Stübchen niedersetzte, um zum erstenmal an die Tochter der Frau zu schreiben, die ihm so viel Gutes gethan.

Es war ein trüber Tag, rauh und dunkel, und vor den Scheiben seiner Doppelfenster kräuselten sich dichte Schneeflocken.

Er hatte den Vormittag damit hingebracht, der Musikbande, die er hier befehligen sollte, die Ouvertüre des Tannhäuser beizubringen, und die Arbeit hatte ihn leiblich und geistig ermüdet. Sein Brief wurde kurz

und enthielt wenig mehr als einige Klagen und Nachfragen über das Befinden des Generals und seiner Tochter.

Rose empfing ihn am nächsten Morgen ziemlich früh, als Johann die Zeitungen von der Post abholte. Sie saß allein in ihrem Stübchen, das mit dem ihrer jungen Gebieterin jetzt durch einen Klingelzug verbunden war und setzte Rosenbouquets von ihrer eigenen Arbeit auf ein Kleid vom zartesten, weißen Seidentüll, das Marie heut Abend auf einen glänzenden Ball anziehen sollte. — Sie las den Brief und legte ihn mit einem eigenen Lächeln aus der Hand. „Ihr die rosige von der Sonne beschienene Seite des Apfels, mir die grüne," flüsterte sie leise vor sich hin, „es ist nicht anders, und wird immer, immer so bleiben, aber ich will an Dein freundliches, trostreiches Wort denken, Du liebe, theure Verstorbene! und nie an der Liebe Gottes zweifeln, wie ich nie an Deiner zweifelte, obschon es immer so war, auch als Deine Hand zwischen uns theilte."

Sie beugte sich von neuem über ihre Arbeit. Es war ein eigenthümliches Bild, das junge schöne Mädchen in der tiefsten Trauerkleidung, das glühende Rosen

auf ein Gewand heftete, das dem Vergnügen dienen sollte. Die eintretende Marie machte diese Bemerkung fast mit einer Art von Schauder und sprach sie unverholen aus.

„Es ist mir ängstlich, Röschen, Dich in Deinen schwarzen Gewändern mit buntem Putz für mich beschäftigt zu sehen," sagte sie, sich in den Stuhl setzend, den sonst Frau Goldau einzunehmen pflegte, „kommt es mir doch vor, als ob der Genius des Schmerzes selbst mit eigener Hand Blumen auf mein Kleid und auf mein Leben streute, ich wollte, die Zeit Deiner Trauer wäre vorüber oder Du legtest mir zu Liebe diese dunkeln Hüllen etwas früher ab, als es hier das Herkommen gebietet, — hast Du einen Brief erhalten, liebes Herz?"

Rose flüsterte ihr „Ja!" fast tonlos, und setzte, nachdem sie sich zusammengenommen, mit ruhiger Stimme hinzu: „von Felix, Fräulein Marie, hätten Sie Interesse genug für mich und ihn, um ihn zu lesen, was er schreibt?"

Marie lächelte und griff nach dem zusammengefalteten Papierblättchen, und während sie las, wurden die Rosen ihrer Wangen glänzender. „Es muß in

der That für einen Künstler von der Begabung Deines Vetters eine Qual sein, mit solchen Leuten, wie er sie schildert, Musik zu treiben,“ sagte sie, als sie gelesen, und setzte dann mit ihrem süßesten Lächeln hinzu, „grüß ihn von mir aus und sag ihm, er soll den Muth nicht verlieren, jeder Weg zur Höhe ist oft dornig und steil.“

Der in die Tiefe ist es nicht minder, dachte Rose, aber sie schwieg, und unter ihren fleißigen Händen mehrten sich die Rosen auf dem luftigen Gewande.

„Wir werden später als sonst heimkehren, liebes Herz,“ sagte die junge Dame nach einem kurzen Schweigen, „Papa ist der Meinung, ich müsse heute schon während des Cotillons ausharren; es ist das wahrlich eine große Plage, aber wir sind es der Familie schuldig, die den Ball gibt. Du wirst recht müde werden, und ich möchte schon, Du legtest Dich nieder, bevor ich heimkehre, wenn es gerade bei dieser Toilette nicht so nothwendig wäre, daß Du noch alles gleich nach dem Entkleiden ein wenig vom Staube reinigtest.“

„Sie wissen ja, Fräulein,“ entgegnete Rose, „daß ich das Wachen gewöhnt bin, es greift mich nicht an, und ich werde auch nicht leicht schläfrig. Wenn meine

liebe selige Mutter es nicht leiden wollte, daß ich aufblieb, wenn sie mir kränker als sonst schien, so hielt ich mich im Bette wach und das ist viel schwerer, als auf dem Stuhle zu wachen.''

,,Ja,'' sagte Marie, ,,am Bette einer Mutter zu wachen — das kann nicht schwer sein, wohl Dir, die dieses hohe Glück gekannt hat.''

Rose blickte ihre Gebieterin rasch emporschauend einen Augenblick an. Mariens Augen schimmerten in Thränen, die leise über die sammtweiche Wange niederzufließen begannen, ,,ach Fräulein, liebes Fräulein.'' flüsterte sie tröstend, ,,Sie haben ja noch einen Vater, einen so gütigen, liebevollen Vater.''

Marie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in lautes Schluchzen aus, und Rose, ihre Nadel aus der Hand legend, sprang zu ihrer Gebieterin und schloß die Gebeugte liebevoll in ihre Arme. — Die stolze Gestalt legte das Haupt auf den Busen ihrer Dienerin und einstigen Gespielin und weinte mit krampfhafter Heftigkeit.

Endlich sich gewaltsam zusammenraffend, sagte sie gefaßter: ,,Wie ich mich fürchte vor dem nahenden Winter, vor diesen abscheulichen großen Gesellschaften,

vor diesen Menschen, die mich ansehen und flüsternd von mir sprechen und von meiner Lebensgeschichte mehr wissen, als ich selbst. O wollte Gott, ich wäre in den Verhältnissen meiner Mutter geblieben, müßte ich jetzt auch mit nackten Füßen im Strome auf der Waschbank stehen und mir und ihr den Bissen Brot mit der schwersten und niedrigsten Arbeit erwerben!"

„Aber was sprechen Sie nur, Fräulein, liebes, theures Fräulein, was fällt Ihnen nur ein?" sagte Rose begütigend. — „Ihre Mutter, man sagt, sie hat nicht gut an Ihnen und dem Herrn General gehandelt — aber — —"

„Meine Mutter! was weißt Du von meiner Mutter, Rose?" rief Marie in höchster Aufregung. „Hast auch Du etwas von den schmutzigen Verhältnissen meiner Geburt gehört und —"

„Wenig genug, liebes Fräulein, sehr wenig, eben nur so viel, als ein Kind erlauscht, das so klein ist, um den Gesprächen der Eltern Zwang anzuthun. Als mein Vater noch lebte, sprach er bisweilen mit meiner Mutter von der ihrigen. Er muß sie persönlich gekannt haben."

Mariens Augen leuchteten.

„Was sagte er von ihr? lebte sie damals, lebt sie jetzt noch? welchem Stande gehörte sie an, in welchen Verhältnissen befand sie sich?"

„Fräulein, ich war kaum acht Jahre alt, als mein Vater starb. Was er in meiner Gegenwart von Ihrer Mutter sagte, war wenig und meinem unreifen Verstande kaum begreiflich, nur das Eine weiß ich, daß ich mir, nach dem was mein Vater sagte, Ihre Mutter als eine sehr vornehme Dame, als eine Prinzessin — Königin — wo nicht geradezu als eine Fee vorzustellen pflegte. Auch glaube ich fast, sie lebt heute noch, wenigstens lebte sie noch vor einigen Monaten, denn meine Mutter schrieb bisweilen und noch kurz vor ihrem Tode Briefe, die an ein Warschauer Kaufmannshaus adressirt wurden und die ein doppelt Couvert hatten, auf dem innern aber stand ein weiblicher Name."

„Welcher," fragte Marie mit zuckender Lippe.

„Die ganze Aufschrift bestand aus den zwei Worten: Panna Praxeda."

„Auch ich heiße Praxeda, entgegnete Marie mit tiefem Ernst, „und führe diesen Namen vielleicht, mein Gott! vielleicht nach meiner Mutter."

„Wäre es nicht das Beste und Natürlichste, mein

liebes Fräulein, wenn Sie mit Ihrem Herrn Vater selbst über alle diese Dinge sprechen," sagte Rose mit höchster Milde. „Ich kann Ihnen wenig mehr sagen, als ich bereits gesagt habe, denn — ich weiß selbst sonst nichts mehr und selbst dieß wenige ist gewissermaßen ein Verrath an meinen lieben, verstorbenen Eltern, die von diesen Dingen nur sprachen, weil sie eben meiner kindischen Unwissenheit vertrauten."

„Und was ist es, was Du sonst noch weißt, Rose, liebe Rose?" fragte Marie dringend und mit flehend gefalteten Händen.

„Ich darf es Ihnen nicht sagen, liebes Fräulein, ich darf nicht. Aber fragen Sie den Herrn General, er ist Ihr Vater, ist ein so gütiger, liebevoller Vater, und wird Ihnen sicher nichts verschweigen, was zu wissen Sie jetzt erwachsen und verständig wie Sie sind, doch wohl ein Recht haben."

Marie ging schweigend und händeringend in dem kleinen Zimmer auf und ab, dann plötzlich vor ihrer jungen Dienerin stehen bleibend, sagte sie, allen Stolz, der in ihrem von großem Schmerz überfüllten Herzen lag, den Blick aufleuchten lassend, den sie auf dieselbe richtete, mit fester Stimme: „Aber mein

Vater hat Grund, sich seiner Handlungsweise gegen meine verlassene Mutter zu schämen, soll ich, sein einziges Kind, ihn noch anders als durch mein bloßes Dasein an die Sünden seiner Jugend erinnern?"

Eine glühende Röthe übergoß einen Augenblick das bleiche Gesicht des Kammermädchens, sie hatte den Sinn dieser Worte verstanden und entgegnete ernst und fest: „Fräulein, fragen Sie den Herrn General nach jedem Moment seines vergangenen Lebens, ich denke nicht, daß er über einen einzigen seinem Kinde nicht volle Rechenschaft wird geben können."

„Wohlan, so will ich zu ihm gehen, gleich! jetzt, in diesem Momente! ich kann das Leben nicht länger ertragen, und will es nicht ertragen, besser die furchtbarste Gewißheit, als dieses stete Gefühl der Angst vor unbekannten Schrecknissen, das meine Kindheit und Jugend beengt hat."

*

* *

General Vollmer saß in seinem Arbeitszimmer an dem nämlichen Tische, an dem Marie ihn am Todestage der Frau Goldau mit Thränen im Auge gesehen hatte; als mit hoch erhobenem Haupte, mit blitzenden Augen, Glut auf den Wangen, seine schöne

Tochter unangemeldet und ohne anzuklopfen bei ihm eintrat.

„Was hast Du, mein Kind? was ist Dir, Marie?" fragte er, der Aufgeregten mit väterlicher Besorgniß entgegentretend.

„Ich muß mit Dir sprechen, mein Vater, ich muß, Auge im Auge muß ich endlich von Deinen Lippen die Räthsel meines Lebens gelöst hören. Ich bin fast zwanzig Jahre alt, ich muß hören, endlich hören, welche Stellung ich der Welt, welche ich Dir gegenüber in Wahrheit und Wirklichkeit einnehme, welche Pflichten verletzt wurden, als ich in ein Leben trat, das mir täglich neue Demüthigungen bereitet. —"

„Um des allmächtigen Gottes willen, sprich nicht weiter, mein Kind," sagte der General, das bebende Mädchen in seine Arme schließend und an seine Brust ziehend. „Beruhige Dich zuerst und dann sollst Du alles erfahren, was ich Dir verschwieg, um Dein weiches Mädchenherz nicht mit Bitterkeit zu füllen, um Dir kein Bild zu trüben, das Du Dir selbst von denen machen konntest, die Dir das Leben gegeben."

„Ein Wort nur," rief die Tochter ihn unterbrechend, „lebt meine Mutter noch?"

„Ja!" entgegnete der Vater ruhig und fest. —

„O so sei gerecht gegen sie, mein Vater, sei gerecht und gib ihr die Stellung, die ihr vor Gott und der Welt gebührt, gib mir und ihr die Ehre Deines Namens."

Sie hatte sich in heftigster Aufregung ihrem Vater zu Füßen geworfen, und umschlang seine Knie mit ihren Armen.

Der General erhob Augen und Hände mit dem Ausdruck tiefsten Wehes zum Himmel. „Auch das noch, auch das noch, o mein Gott!" sagte er leise und bitter, „ehrlos gemacht in den Augen meines Kindes und Verdacht gestreut in das einzige Herz, das mir geblieben."

Dann aber, seine Tochter vom Boden aufhebend, zog er sie zu sich auf das Sopha und sie dann fest und klar anblickend, sagte er: „Maria Praxeda von Vollmer, Du bist vor Gott und Menschen die eheliche Tochter des preußischen General Felix Vollmer und der polnischen Fürstin Praxeda Lugomirczka, und hast in diesem Augenblicke die Wahl, ob Du bei mir oder bei Deiner Mutter auf ihren Gütern leben, eine Deutsche oder eine Polin sein willst."

Blitze kreuzten sich bei diesen Worten vor den Augen Marien's, ein ungeheures Meer weiß schäumender Wellen schien auf sie zuzurauschen, im nächsten Momente lag sie ohnmächtig an der Brust ihres Vaters.

Als sie zur Besinnung kam, saß der Medicinal-Rath zu Häupten ihres Bettes, Rose ging beschäftigt in ihrem Schlafzimmer hin und her und ihr Vater stand vor ihr und betrachtete sie mit Blicken der Liebe und der Trauer.

Sie durfte sich nicht lange besinnen, was geschehen war, der Gedanke an ihre Mutter und die hohe Stellung, die diese in der Welt einnahm, stand klar und deutlich vor ihrer Seele, als sie ihre Augen dem Licht von neuem öffnete, ein heftiges Verlangen mehr über die Verhältnisse ihrer Eltern zu hören, lag quälend in ihrer Seele und die Gegenwart der beiden fremden Personen ward ihr zur äußersten Pein. Endlich entfernte sich der Arzt, sie schickte die Rose fort, und sobald diese die Thür hinter sich geschlossen hatte, richtete Marie sich im Bette empor und die Hände ihrem Vater entgegenstreckend, forderte sie halb flehend, halb dringend, die Mittheilung all der Umstände, die

der Vereinigung und Trennung ihrer Eltern zu Grunde liegen mußten.

Der General betrachtete sein aufgeregtes Kind mit trüben Blicken und sagte endlich seufzend: „Ich glaube nicht, daß Du, jung und vom Glück gewiegt, die Seelenkraft haben kannst, die schmerzvolle Vergangenheit Deines Vaters mit ihm zu tragen, das Recht nach derselben zu fragen hast Du gewiß nicht, und sehr ungern nur bürde ich Deiner Jugend die Last meiner Erinnerungen auf, laß Dir genügen mit der Gewißheit, daß kein Makel auf Deiner Geburt haftet, und daß Deine lebende Mutter Dich liebt und sich freuen würde, Dich neben sich in glänzenden Verhältnissen zu sehen."

Marie warf mit einer hastigen Kopfbewegung die reichen, blonden Locken von der Stirn, die während ihrer Ohnmacht ihre Bande gesprengt hatten und jetzt wie goldene Wellen auf Busen und Schultern niederflossen.

„Du tödtest mich, mein Vater," rief sie die Hände ringend, „wenn Du mich noch länger in der Ungewißheit läßest, die mein Leben, das durch Deine Güte alle Bedingungen des Glückes in sich schloß, bisher zu

einer langen, mit tiefem Schmerz ertragenen Last machten. Was auch geschehen ist, welche Schuld auf Dir oder meiner fernen Mutter lastet, sie kann nicht schlimmer sein, als die Bilder, mit denen meine Fantasie mich quält, und wenn ich auch kein Recht habe, Deine Vertraute zu sein, so mache mich aus Barmherzigkeit dazu."

Der General war aufgestanden und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, nachdenklich in dem Zimmer auf und ab, das reizend und geschmackvoll eingerichtet Alles enthielt, was eines Vaters Liebe an Luxus und Bequemlichkeit einer aufblühenden Tochter nur immer gewähren konnte.

Seufzend blieb er vor dem Toilettetische stehen und betrachtete in tiefe Gedanken versunken die hübschen kleinen Geräthe von Glas, Silber, gemaltem Porzellan und Schildpatt, womit derselbe bedeckt war.

„Die Sünde der Eltern wird gerächt an den Kindern," flüsterte er leise vor sich hin, und sich dann rasch umwendend, eilte er zurück an das Bett seiner Tochter und schloß die Weinende in seine Arme.

„Sei es denn," sagte er, nachdem er einen Kuß

auf ihre schöne Stirn gedrückt, „ich will Dir Alles mittheilen, dann wähle zwischen ihr und mir.“

Er setzte sich zu ihr, so daß die Gardine ihres Bettes einen Schatten auf seine Gestalt warf und sagte ihre Hand zwischen den seinen haltend:

„Du weißt es vielleicht nicht, Marie, da ich es vermied, meinen Stammbaum zu zeigen, daß ich von großmütterlicher Seite aus polnischem Blute stamme. Mein Großvater heiratete nach der ersten Theilung Polens, ich darf wohl sagen auf königlichen Befehl, eine junge Dame, die einzige Erbin großer Besitzungen, die meistens in dem von Preußen occupirten Theile Polens lagen. Ein einziges Kind, meine verstorbene Mutter, entstammte dieser Ehe, als aber mein verstorbener Vater sich mit ihr im Jahre 1798 verlobte, war sie ein schönes blutarmes Mädchen, die einzige Tochter der durch Krieg und Unglück gänzlich heruntergekommenen Familie von Saalheim, das jüngste von zwölf vor ihr und den Eltern gestorbenen Geschwistern. Mein Vater liebte das zarte, graziöse Wesen abgöttisch, ich war und blieb ihr einziges, spätgeborenes Kind und hörte schon in meinen ersten Lebensjahren, daß meine schöne Mutter mit Ansprüchen auf großen Reichthum

geboren sei. — Meine Eltern waren nicht reich, und aus den frühesten Jahren meines Lebens ist mir die Erinnerung an große Einschränkungen, ja geradezu an Mangel geblieben, denn mein Vater gehörte zu den nach dem Friedenschluß vom Jahre 1807 auf Halbsold gesetzten preußischen Officieren.

Im Jahre 1810 aber trat er wieder in activen Dienst und commandirte ein Bataillon, das damals hier in Bromberg stand. Meine schöne Mutter begleitete ihn hierher und ihre Fertigkeit in der polnischen Sprache erwarb ihr Freunde unter den vielen Familien polnischer Abkunft, die damals wie jetzt hier wohnten.

Als im Jahre 1813 mein Vater in's Feld zog, war ich noch zu sehr Kind um ihn begleiten zu können. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba trat ich aber, ein noch nicht fünfzehnjähriger Knabe in das Regiment, das mein Vater damals commandirte, focht bei Waterloo an seiner Seite und sah ihn sterbend vom Pferde stürzen. Damals erhielt ich das eiserne Kreuz und avancirte noch auf dem Schlachtfelde zum Lieutenant.

Das waren Zeiten, mein Kind, den jetzigen sehr unähnlich. Ein tiefgefühlter Enthusiasmus strömte durch alle Herzen, das Volk war wie ein Mann, einzig

in Opferwilligkeit, in freudiger Vaterlandsliebe. Wir Männer von damals haben bis in unser Alter eine Spur jener Tage in unsern Herzen zurückbehalten und durch unser ganzes Leben glühte und flammte die Liebe zum Vaterlande, die heilige Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus.

Ich hatte das Glück, auch nach beendetem Kriege eine rasche Carrière zu machen. Meine verwitwete Mutter theilte mein Leben, begleitete mich in die verschiedenen Standquartiere, die ich hatte, und im Jahre 1829, wo ich Major wurde, wieder hierher nach Bromberg. Wir lebten hier einige Monate, als ein Ereigniß, das mir ganz unerwartet kam, unsere beschränkten Lebensverhältnisse plötzlich in äußerst glänzende verwandelte.

Die polnische Linie der Verwandten meiner Großmutter war ausgestorben, und meine Mutter war die einzige Erbin eines Vermögens von circa 30.000 Thlr. in Gold und Juwelen, und außerdem eines Gütercomplexes nicht fern von Warschau.

Ein polnischer Magnat, Fürst Theodor von Lugomirczky, den ich einige Jahre früher in Schwalbach kennen gelernt hatte, wo ich mit meiner kränkeln-

den Mutter ein paar Sommermonate zugebracht, begleitete die gerichtliche Anzeige mit einem Privatschreiben, in dem er mir mittheilte, daß es gut sein würde, wenn ich sogleich nach Warschau käme und vor dem Prinzen Constantin, dem Regenten Polens, meine Erbschaftsangelegenheit selbst betriebe. — Fürst Lugomirczky wäre nach mir der nächste Erbe der großen Nachlassenschaft gewesen, ja er hätte vielleicht einen Proceß gegen mich mit Glück führen können, aber seiner hohen Ehrenhaftigkeit wäre selbst ein solcher Gedanke nicht gekommen, auch war er ohnedies schon einer der reichsten Grundbesitzer und hatte nur ein einziges Kind, eine kaum vierzehnjährige Tochter, Praxeda.

Ich erhielt Urlaub auf unbestimmte Zeit und ging mit meiner Mutter nach Warschau. — Dort aber standen der Besitzergreifung jenes Erbes verschiedene Schwierigkeiten entgegen.

Ich mußte mich, wollte ich die Güter antreten, als russischen Unterthan naturalisiren lassen. Vor der Hand wurden dieselben freilich meiner Mutter zugeschrieben, doch mußte die kränkliche Frau dabei viele Unannehmlichkeiten erdulden, vor Gericht in Person

erscheinen, einen Eid leisten, verschiedene Documente herbeischaffen, sie mußte sogar dem gefürchteten Constantin gegenüber treten und hatte länger als eine Stunde bei ihm Audienz.

Fürst Lugomirczky hatte sie als eine Verwandte in Warschau bewillkommnet, er hatte ihr sein Haus zum Aufenthalt geboten und Praxeda schloß sich mit Kindlichkeit an die Matrone, die ihrerseits dem süßen Kinde wahre Mutterliebe entgegentrug.

Da wir, sowol ich als meine Mutter die polnische Sprache wie geborne Polen sprachen, da die Besitzungen, welche wir erbten, uns überdem zu polnischen Grundeigenthümern machten, und da mein und meiner Mutter natürliches Gefühl uns nöthigte, Antheil an den Polen als an Unterdrückten zu nehmen, so fing der Kreis der Polen, der im Hause des Fürsten seinen Mittelpunct hatte an, uns ganz als ihres Gleichen, als Polen der Geburt und dem Herzen nach zu betrachten. — Ich hatte mehrfach davon gesprochen, meinen Abschied zu nehmen, um mich der Bewirthschaftung meiner Güter hingeben zu können, auf denen ich ein großes Feld der Thätigkeit und zwar echt menschlicher Thätigkeit fand, denn das Land war eben so unculti-

virt als die, welche es bebauten, und ich hoffte, indem ich deutschen Ackerbau, deutschen Fleiß und deutsche Sitte durch deutsche Ansiedler auf meinem Grund und Boden in das Herz Polens einführte, eine That echter Humanität auszuüben, denn je länger ich das Sarmatenthum beobachtete, desto fester ward in mir die Ueberzeugung, daß es nur gemischt mit dem germanischen Element vom gänzlichen Untergange zu retten sei.

Es liegt etwas Ritterliches in dem Geist und Wesen des Polen, das ein deutsches Männerherz immer ansprechen wird, aber neben allen großen und schönen Eigenschaften liegt auch Vieles in ihm, das er mit dem Zigeuner gemein hat, und das polnische Volk wird eben dadurch im Herzen Europa's, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gewissermaßen zu einer Beduinen-Nation.

Wir fühlten beide, sowol meine Mutter als ich, vielleicht nie lebhafter den hohen Werth deutscher Art und Sitte, als da wir mitten unter Polen lebten, aber wir waren beide viel zu sehr Deutsche unserer ganzen Natur nach, als daß wir jemals daran gedacht hätten,

das Lob des deutschen Charakters vor Polen laut auszusprechen.

Praxeda, die junge Fürstin Lugomirczka, war an Jahren zwar noch ein Kind, aber ein Kind mit dem Körper einer blühenden Jungfrau und Polin bis in das Innerste ihrer Seele. — Das schöne geistvolle Geschöpf hatte sich mit verwandtschaftlicher Innigkeit nicht nur an meine Mutter, sondern auch an mich angeschlossen. Sie war ein Wesen, das Alles in sich vereinte, was einen Mann zum Thoren machen kann. Dein Aeußeres, meine Tochter, ist ein Abdruck des ihren, soweit Eure verschiedene Erziehung dies zuläßt. Denn der Enthusiasmus von Praxeda's Charakter sprach sich in jedem ihrer Blicke, in jeder ihrer Bewegungen aus.

Als ich sie kennen lernte, beim ersten Sehen schon, legte ich mir die Frage vor: könntest Du auch in die Gefahr kommen, dies seltsame schöne und leidenschaftliche Geschöpf zu lieben? und ich beantwortete dieselbe mit einem directen: Nein! mir genau auseinandersetzend, daß sie keine einzige der Eigenschaften besäße, die das Haus zur glückseligen Heimat machen.

Praxeda besaß keinerlei weibliche Fertigkeiten,

nie sah ich eine Stickerei oder Nähterei in ihren feinen weißen Händen. Sie spielte selbst nur sehr mangelhaft Clavier, was mir, dem leidenschaftlichen Musikfreunde, als eine wirkliche Vernachlässigung erschien. Sie schlug in meiner Gegenwart eines ihrer Mädchen, das sich nicht rasch genug gebückt hatte, meiner Mutter ein entfallenes Knäuel aufzuheben, ohne weiteres in's Gesicht; aber sie sprach mit ihrem Vater über die Angelegenheiten des Landes so kühn, so fest und rücksichtslos wie ein Mann, und wechselte die Idiome beim Eintritt anderer Personen mit einer Leichtigkeit, die meiner schwerfälligen deutschen Zunge ganz unglaublich schien. Das Arbeitskörbchen meiner Mutter war ihr sowol ein Gegenstand der Verwunderung als der Verachtung, und ich habe die Behauptung, daß die Beschäftigung der deutschen Frauen mit den Spielereien, die sie Handarbeit nennen, der Grund von der Zerstückelung und politischen Unmündigkeit der deutschen Nation sei, in fast allen europäischen Sprachen aus ihrem schönen Munde gehört. — Sie schoß, ritt, schwamm, wie ein Knabe, und doch lag der Zauber der Weiblichkeit ausgebreitet über ihrem ganzen Wesen und machte ihr jedes Herz unterthänig, das das Geschick in ihre Nähe

führte. — So war Praxeda L u g o m i r c z k a in ihrem fünfzehnten Jahre und ich, mein Kind, stand neben ihr, ein dreißigjähriger Mann, ohne Ahnung, daß sie, die ich bisweilen meiner Mutter gegenüber ein schönes excentrisches Kind nannte, mich ganz, aber auch ganz unterjocht hatte. — Bis zu welcher Ausdehnung der Zauber ging, den sie auf mich ausübte, ward mir erst klar, als plötzlich und mir ganz unerwartet, die Mine losbrach, neben der ich ahnungslos gestanden, — die furchtbare polnische Revolution des Jahres 1830.

Ich Thor, ich Rasender hatte am Krater eines Vulkans einen Schmetterling so eifrig beobachtet, daß ich das Rollen des Donners, das Zischen der Blitze unter meinen Füßen übersah und — überhörte.

Fürst L u g o m i r c z k y trat an dem verhängnißvollen Maiabende, gleich nach der bekannten Scene im Warschauer Schauspielhause zu mir und sagte mit vollem ganz ritterlichem Vertrauen: „Sie haben die Vorbereitungen zu unserm Kampfe gesehen, wir haben Sie seit ihrem Hiersein als einen der Unsern, als einen guten Polen betrachtet, und erwarten von Ihnen jetzt, entweder, daß sie sich hier bei uns verweilend mit Gut und Blut, mit allem, was Sie sind und besitzen, an

die Sache unseres Landes anschließen und in unsern Reihen kämpfen, oder daß Sie mit Hilfe ihrer Pässe Warschau schnell verlassen, nach Preußen eilen, und in Posen, Thorn und Bromberg besonders unter den dortigen Soldaten polnischer Abkunft in Ihrem eigenen Regiment für unsere Sache wirken werden."

Ich war in furchtbarer, ich darf wohl sagen, in verzweifelter Lage. — Ich wäre vielleicht zu meinem Regiment zurückgeeilt, ohne meine Ansicht gegen den polnischen Führer auszusprechen, dort meine Pflicht als Preuße erfüllend, aber mein Gefühl sträubte sich gegen eine solche Felonie, und ich mußte zudem meine Mutter als Geißel in den Händen der Polen lassen, die zweifellos das, was sie bei mir Verrath genannt, an ihr gerächt haben würden. Wahrheit in allen Fällen ist von Jugend auf mein Grundsatz gewesen und so trat ich denn, ohne mich lange zu besinnen, dem Fürsten fest entgegen und erklärte ihm, daß ich nach Namen, Herz und Sinn ein Deutscher, zudem durch den Fahneneid meinem Landesherrn, dem Könige von Preußen verpflichtet, mich der revolutionären Bewegung Polens nicht anschließen könne noch wolle; sondern als preußischer Unterthan die Freiheit verlange, Warschau

sogleich zu verlassen, meine kränkelnde Mutter mitzunehmen und zu meinem Regiment als preußischer Officier heimzukehren.

Während ich noch sprach, trat schön wie Bellona selbst, die jugendliche Praxeda in das Zimmer. Sie stand einen Augenblick wie erstarrt vor Staunen und Schrecken, als sie meine Erklärung vernahm, dann trat sie mit gefalteten Händen, mit glühenden Wangen dicht vor mich hin. Ihre brennend schwarzen Augen, das einzige, was Du Marie nicht von ihrer Schönheit empfangen hast — fest auf mein Gesicht heftend.

„Muß ich das hören? darf ich das glauben? von Dir glauben, mein Bruder, den meine Seele liebte und dem sie vertraute? Du Sohn einer polnischen Mutter, und nun seit Monden schon Augenzeuge der Schmach, die wir erdulden, Du könntest Dich feig verkriechen hinter Dein preußisches Officier-Patent? Welcher Mann, gehöre er auch einer fremden Nation an, kann das Leiden der edlen Polen ansehen, ohne den Wunsch, das Schwert führen zu dürfen zu ihrer Befreiung, und Du, den mein edler Vater als einen Sohn aufnahm, den ich als einen älteren Bruder liebte

und verehrte, Du wolltest von uns scheiden, um vielleicht in Kurzem gegen uns zu kämpfen?"

Es lag eine furchtbare Leidenschaftlichkeit in dem Ton, womit sie sprach. Es waren nicht die Worte, die mein Herz in der Brust umwandelten, es war der Blick, die Bewegung der Hand, der Klang der weichen Stimme, die in ihrer Muttersprache all ihren Schmelz entwickeln konnte.

„Um Gott, Praxeda!" sagte ich, als sie, meine Antwort erwartend, vor mir stand, „ich kann ja nicht anders. Ich bin kein Pole, wenngleich eine meiner mütterlichen Vorfahren aus polnischem Blut stammte, ja und mein deutsches Herz widerspricht fast in allen Dingen dem Sein und Wesen des Polen.

Wohl habe auch ich Sympathie mit dem Unterdrückten und hasse alle Unterdrücker und wäre ich frei, vielleicht würde ich mich unter die erhabene Fahne Polens stellen, aber ich bin preußischer Officier, und nicht blos Ehre und Pflicht gegen die das Herz nie einen Einwand machen darf, sondern auch mein Herz selbst ruft mich nach Preußen zurück. Laßt mich zieh'n mit meiner schwachen Mutter, erfüllt Eure Pflicht in Eurer Weise und gebt mir die Freiheit dasselbe zu

thun. Jetzt schon kann nur zu leicht ein Fleck auf meine Ehre fallen, da ich hier blieb, bis dieser Sturm, der vielleicht auch mein Vaterland erschüttern kann, losgebrochen. Was kann ein Arm Euch und Eurer Sache nützen? ein Arm, den noch dazu das Herz nicht regiert; denn ich kämpfte, glaubt mir das, an Eurer Seite gegen meine eigenen Ueberzeugungen."

„Es ist nicht Euer Arm, nach dem wir verlangen," entgegnete der Fürst mir nach dieser Erklärung mit eisiger Ruhe, während Praxeda zurücktrat und das marmorbleiche Gesicht dem Fenster zuwendete, „es ist Euer Ruf in der preußischen Armee, Eure Stellung als polnischer Grundbesitzer und preußischer Unterthan, der Eurer Mitwirkung in unserm Kampfe Wichtigkeit gibt. Das, was Ihr Euern Ruf nennt, ist in Euerm Sinne bereits verloren, denn wißt, seit Monaten schon wirken einzelne Unterofficiere polnischer Geburt in den im Großherzogthum Posen stehenden Regimentern und längst hält man in Euerm Bataillon Euch für einen guten polnischen Patrioten; Briefe, die von Euch geschrieben scheinen, circuliren in demselben — Ihr könnt nicht mehr zurück, auch wenn Ihr feig genug wäret, es zu wollen."

Großer Gott! es fiel mir wie Schuppen von den Augen und ich erkannte mit schrecklicher Deutlichkeit, daß man lange schon ein furchtbares Spiel mit meiner Ehre getrieben und meine Verblendung auf die schrecklichste Weise ausgenützt hatte. — Bald nach meiner Ankunft in Warschau war mein Siegel mir fortgekommen, ich hatte gesehen, wie einer der Privatsecretäre des Fürsten meine Namensunterschrift auf das Täuschendste nachzuahmen verstand, Praxeda selbst hatte mir ein Blatt gebracht, ganz angefüllt mit meinem Namenszuge Felix Vollmer, Major, und mich lachend gefragt, welche von den verschiedenen wohl meiner eigenen Unterschrift am ähnlichsten sei?

Ein Zittern rann durch meine Glieder, aber der Zustand der schrecklichsten Aufregung dauerte nur einen Moment. „Gott sei meiner armen Mutter gnädig," sagte ich, mich an den Fürsten wendend, „die ich hier lassen muß auf jede Gefahr hin, denn in diesem Augenblick verlasse ich Warschau und eile in meine Heimat, meine Ehre zu retten."

Der Fürst lächelte kühl, und sagte dann mit großer Artigkeit in deutscher Sprache zu mir: „Sie werden es nach Ihrer Erklärung natürlich finden, Herr Major,

daß wir weder Sie, noch Ihre geehrte Frau Mutter entlassen. Sie haben sich von diesem Moment an als kriegsgefangen zu betrachten. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, sich nicht aus Warschau zu entfernen, jede Möglichkeit der Flucht Ihrer Frau Mutter zu hindern und keinerlei Correspondenzversuche mit den Officieren Ihres Regimentes, überhaupt nach Preußen hin zu machen, so soll Ihnen alle sonstige persönliche Freiheit gelassen werden, geben Sie aber dasselbe nicht, so müssen Sie sich natürlich diejenigen Einschränkungen gefallen lassen, die die Verhältnisse fordern."

Daß ich das geforderte Ehrenwort nicht gab, lag in der Natur der Sache. Ich mußte mir die Möglichkeit, an meine militärischen Vorgesetzten schreiben zu können durchaus erhalten, und fügte mich sonst in das, was ich nicht ändern konnte.

Die ritterliche Natur meines polnischen Kerkermeisters verläugnete sich auch in dem neuen, so sehr veränderten Verhältniß keineswegs. — Man behandelte mich mit höchster Rücksicht und Aufmerksamkeit, täglich zweimal erhielt ich Nachricht von dem Befinden meiner Mutter, mein Tisch war vortrefflich besetzt, man brachte den besten Flügel des Fürsten in die mir

eingeräumten Zimmer. Bücher, Schreib- und Zeichengeräth kürzte mir die Zeit, nur von dem, was in der Welt geschah, erfuhr ich so vollständig nichts, als säße ich im tiefsten, finstersten Kerker.

Ich sah weder meine Mutter, noch den Fürsten, noch Praxeda, und wie sehr ich auch mich bei dem Diener, welcher meinen Kerker betrat und mir Nachricht von der ersteren brachte, nach den beiden letzteren erkundigte, ich erfuhr auch nicht das allergeringste über sie, oder den Stand der polnischen Angelegenheiten. So wurden aus Wochen Monate, bis die Erstürmung von Praga den begeisterten Hoffnungen der Polen ein furchtbares Ende machte.

General Diebitsch war mit seinen Russen in Warschau eingerückt! meine Mutter brachte mir in Person diese Nachricht. Sie war bleich und tief traurig, wer wäre es nicht gewesen, in jener schrecklichen Zeit?

Der Fürst war schwer, jedoch nicht tödtlich verwundet, russische Wachen umstanden das Haus — er war ein Gefangener! —

Ich meldete mich sogleich bei dem russischen Befehlshaber, bat ihn um Pässe nach Preußen und theilte ihm meine Verhältnisse auf's Genaueste mit.

Es war ein stattlicher Mann, Diebitsch der Balkan-Uebersteiger, der Unterdrücker der polnischen Revolution.

„Mein Herr Major,“ sagte er, „Fürst Lugomirczky selbst hat Ihretwegen an mich geschrieben, um Ihnen das Zeugniß zu geben, daß Sie ganz und gar als loyaler Preuße gehandelt, daß man in der preußischen Armee Ihren Namen gemißbraucht, und daß er Ihnen, als einem Mann von Ehre, seine Tochter übergeben möchte, damit sie unter Ihrem speciellen Schutze und der Aufsicht Ihrer Frau Mutter nach Preußen gehen könne. Ich glaube, daß mein Kaiser an der jungen Dame nicht die Schuld des aufrührerischen Vaters wird rächen wollen, doch kann ich die Einwilligung zur Entfernung derselben aus den Landen Sr. kaiserl. Majestät nur unter der Bedingung geben, daß sie als naturalisirte Preußin, d. h. in diesem Falle als Ihre Gemalin, mit Ihnen Herr Major fortgeht!“

Eine Stunde darauf sah ich Praxeda wieder. Bleich und schön, ein Bild des tiefsten, mit höchster Kraft getragenen Schmerzes.

Was ich mit ihr gesprochen, kann ich Dir nicht wiederholen, was ich in jenen Stunden gelitten, weiß

nur Gott! Praxeda hatte eingewilligt, sich der Trauungsceremonie, wie sie sich ausdrückte, zu unterwerfen, doch machte sie es zu einer ausdrücklichen Bedingung, daß dieselbe von einem protestantischen Geistlichen vollzogen werde. — Ich verstand sie nur zu wohl, sie, die Katholikin, wollte das Band, das uns vereinen sollte, so locker als möglich gebunden wissen, und — ich willfahrte ihr.

Zeugen dieser Trauung waren außer meiner Mutter und dem russischen Feldherrn noch ein junger deutscher Musiker, Gustav Goldau, der Vater unserer Rose. Meine Mutter hatte ihn, einen früheren Schulgefährten von mir zufällig, von ihrem Fenster aus gesehen und hatte es möglich gemacht eine Verbindung mit ihm anzuknüpfen. Durch Goldau war die erste Nachricht von unserer Gefangenschaft bei den Polen an meinen Regiments-Commandeur gelangt. — Ihm also, mein Kind, verdankte ich zunächst die Rettung meiner Ehre, Du wirst es daher erklärlich finden, daß sein Glück mir am Herzen lag und daß ich nie aufhören kann, mich für alle Wesen, die ihm theuer waren, zu interessiren.

Goldau's Anwesenheit bei meiner traurigen

Vermälung war der einzige Lichtpunct derselben, denn Goldau sagte mir — daß Praxeda mich liebe! — Er führte mir für diese Behauptung Gründe an, denen mein Herz nur zu willig Gehör gab. Was ich selbst für das schöne, so jugendliche, so unglückliche und — so groß denkende Wesen fühlte, kann ich heute noch nach langen Jahren des bittersten Kummers nicht ausdrücken. Praxeda besaß keine einzige der Eigenschaften, die ich mir an meiner künftigen Gattin als unerläßlich gedacht hatte, und doch war mir jedes Haar ihres goldgelockten Hauptes lieber, theurer, als die ganze Persönlichkeit jedes anderen Mädchens, das ich je gesehen und liebenswerth gefunden hatte.

Ich verschaffte ihr die Erlaubniß, ihrem gefangenen todtwunden Vater Lebewohl zu sagen. Der russische Feldherr ertheilte dieselbe jedoch nur unter der Bedingung, daß ich dabei gegenwärtig und in Gehörweite sei, damit keinerlei Verabredungen zwischen Vater und Tochter getroffen werden könnten, die vielleicht eine Flucht des letzteren bezweckten. An den Umstand, daß Praxeda und der Fürst sich bei dieser letzten traurigen Unterredung einer Sprache bedienen konnten, die ich nicht verstand, hatte der strenge Sieger nicht

gedacht, und ich, der Gatte des unglücklichen, jugendlichen Wesens, das mit ernster Fassung an dem Bette eines Vaters saß, dem der Tod das wünschenswertheste Schicksal war, fühlte mich verpflichtet, kein Wort darüber laut werden zu lassen. Die Stunde, welche Graf Diebitsch den Scheidenden gewährt hatte, verfloß für beide ohne die Erleichterung einer Thräne. Praxeda saß mit glühenden Wangen, mit flammenden Augen neben dem Lager des Fürsten, der ihre kleinen weißen Hände die ganze Zeit hindurch zwischen seinen schlanken, bleichen Fingern hielt. — Einen Augenblick nur entzog sie ihm ihre Rechte, und hob dieselbe wie zu einer Eidesleistung empor, der Vater aber legte die seine dann segnend auf ihr schönes gebeugtes Haupt.

Bald darauf rief er mich an sein Bett und sagte mit fester Stimme in deutscher Sprache:

„Mein Herr, ich übergebe Ihnen mein einzig Kind, den letzten Sprößling meines Hauses, eine Tochter der Piasten; zwar nur weil ich muß, denn Ihre Grundsätze und die unseren würden uns für ewig trennen, wenn wir Sieger in diesem Verzweiflungskampfe geblieben, dennoch aber kenne ich Sie als einen Mann,

dem Ehre und Wahrheit heilig sind, der für die eigene Ansicht kämpfen und leiden kann, und der eine gleiche Handlungsweise daher auch an anderen achten wird. Wir waren falsch gegen Sie, Major Vollmer, und fest überzeugt von ihrer leidenschaftlichen Liebe gegen mein heranblühendes Kind, habe ich, obgleich mit Ihren Grundsätzen, die Sie mir verheimlichten, wohlbekannt, alles gethan um Sie durch diese Leidenschaft zu einem der Unsern zu machen. In diesem Fall — in diesem einzigen, so lange ich denken kann, hat die Wahrheit den Sieg davon getragen. — Praxeda ist Ihre Gattin! Ich sage nicht, halten Sie sie gut, dessen bedarf es bei Ihnen nicht, aber ich sage dies Eine: Versuchen Sie dies glühende Herz nicht einzuschmieden in die Ketten des Gewöhnlichen, Herkömmlichen. Gönnen Sie es ihr, zu trauern über Vater und Vaterland. Sie bekommen mit der Tochter des Geächteten nichts von den glänzenden Glücksgütern, auf welche die Fürstin Lugomirczka einst Ansprüche hatte; da Ihnen aber ihre Güter in Polen bleiben, so sind Sie reich genug, um ihr diejenigen Lebensannehmlichkeiten zu gewähren, an welche sie gewöhnt ist. Vor Allem gönnen Sie ihr Freiheit! legen Sie der jungen Löwin die Kette nicht

so kurz an, daß sie sie wund schneidet und — und — o mein Herr, lieben Sie mein Kind, trösten Sie es."

Die Kräfte versagten dem armen Manne plötzlich und gänzlich, der Geistliche, welcher eintrat, uns aus dem Gefängnisse zu entlassen, blieb an dem Bette des Ohnmächtigen und Praxeda folgte mir lautlos, die Hände gefaltet! die Augen zum Himmel gerichtet!

Eine Stunde darauf führte eine Postchaise von Kosaken escortirt, uns aus Warschau, und führte uns auf nächstem Wege nach der preußischen Grenze. Praxeda durfte nichts mit sich nehmen, als Kleider und Wäsche, niemand aus der Dienerschaft des Fürsten durfte sie begleiten und mein General, dem ich natürlich meine seltsame Verheiratung mit allen dieselben begleitenden Umständen gemeldet hatte, schrieb mir in einem sehr herzlichen Tone, ich möchte die leidende Dame deren Schicksale und Persönlichkeit gewiß das höchste Aufsehen erregen würden, vorderhand nicht nach Bromberg bringen, sondern eine Reise mit ihr machen, zu welcher er mir meinen Urlaub noch um ein Vierteljahr verlängerte.

Meine Mutter kehrte nach Bromberg zurück.

Soldau begleitete sie dahin, wir aber besuchten auf Praxeda's Wunsch Danzig und Königsberg und das ganze Ostpreußen, die schöne Somländische Küste, die gesegneten Memelufer, kurz wir näherten uns der russischen Grenze so sehr, daß wir auf dem jenseitigen Flußufer den Adler des mächtigen Nachbarreiches sehr oft erblickten.

Praxeda war sanft, still und — liebevoll. Ja! liebevoll, mein Kind, so daß in meinem Herzen ein Himmel von Glut aufging. Sie liebte mich gewiß und wahrhaftig, ja sie sprach es gegen mich in den zartesten Worten aus.

Daß eine tiefe, tiefe Trauer auf ihrer Seele lag — konnte ich ihr das als Schuld anrechnen? Mein Mitleid mit den schweren Leiden ihrer Jugend war fast noch größer, als meine leidenschaftliche Liebe für sie und wurde höchstens übertroffen von der an Ehrfurcht grenzenden Achtung, die ich vor ihrem Charakter, vor ihrer Seelenkraft hatte.

So hatten wir einige Monate immer auf Reisen, da mein Urlaub immer wieder verlängert wurde, hingebracht und befanden uns auf Praxeda's Wunsch in einem kleinen, preußischen Oertchen, das den Namen

Kucharskin führt. Hier wohnte seit einigen Jahren ein früherer Verwalter des Fürsten, ein Deutscher, der sich in Lugomirczky's Diensten ein hübsches Vermögen erworben und eine sehr entfernte Verwandte desselben geheiratet hatte. — Oberamtmann Krohnert, seine Frau und eine jüngere Schwester derselben, eine frühere Spielgefährtin Praxeda's erwarteten und empfingen uns mit großer Freude.

Praxeda's Gestalt hatte mir nie so erhaben erschienen, als in diesen niedern Gemächern, die übrigens mit allem Luxus und Comfort möblirt waren.

Wie der Genius der Trauer stand sie in ihren schwarzen Gewändern mit ihren ernsten stolzen Zügen und der wachsbleichen Gesichtsfarbe neben den heiteren, lachenden, echt polnisch graziösen Damen der Krohnert'schen Familie, mit denen sie innigst vertraut zu sein schien. Stundenlang ging sie mit dem jungen Mädchen spazieren, und als wir uns acht Tage dort aufgehalten, bat die Gespielin sie endlich in meiner Gegenwart, nun auch das Schlafzimmer mit ihr wie in der frohen Kinderzeit zu theilen. Praxeda ging mit einem leisen Neigen des Hauptes darauf ein, kam aber Abends noch in mein Zimmer, setzte sich zu mir

und fragte mit ihrem gewohnten leisen Tone: „Du zürnest mir doch nicht, mein Gemal, weil ich Dich verlasse?"

Wie könnte ich das, meine Geliebte, entgegnete ich, ihre Hand an meine Lippen ziehend, ich freue mich nur zu sehr, daß Du hier alte Freunde gefunden und segne das Schicksal, das Dir eine kleine Gelegenheit gibt, Dich in Deiner Weise zu erfreuen.

„Gut," sagte sie mit einem eigenen Ton der Stimme, „ich gehe also — sei gesegnet Felix, für diese Nacht und für immer, laß mich aber noch einmal Deine Hand küssen, ich küßte Deinen Mund schon oft, die Hand zum Kusse hast Du mir nie gereicht."

Ich war tief ergriffen, als sie meine Hand an ihre Lippen zog und mit tiefer Inbrunst küßte. — „Sei gesegnet Felix," sagte sie noch einmal und Thränen, zwei helle Thränen hingen an ihren Wimpern; „die Dir von der Tyrannei als Sklavin übergeben ward, die pfenniglose polnische Waise hast Du geliebt und geehrt, obgleich Du, in Servilität erzogen, sie nie verstandest. Gott ist über uns allen, vielleicht kommt doch noch einst eine Zeit, wo wir nach einem Ziele streben, dann erst, dann erst wirst Du mein Sein zu würdigen wissen!"

Sie war bei diesen feierlich gesprochenen Worten von ihrem Sitz herabgeglitten und lag vor mir auf den Knieen, ihr wunderschönes Haupt mit dem Blick voller Liebe zu mir erhoben.

Ich zog sie an meine Brust, ich küßte die Thränen von ihren Wangen, ich sprach von der Tiefe und Innigkeit meiner Liebe.

Sie wehrte leise mit der Hand und sagte endlich: „ja, ja, Felix, wir lieben einander heiß, innig, ewig — aber vergiß es nicht, Beide haben wir etwas, das wir höher stellen als diese unsere Liebe. Du Deine militärische Ehre, das mir grausig und lächerlich zugleich scheinende Phantom, ich — mein Polen, mein Vaterland — — wir beten nicht Einen Gott an, Felix — Leb' wohl, mein Geliebter, träume süß, gute Nacht!"

Sie hatte sich aus meinen Armen losgemacht und schlüpfte leise wie ein Schatten aus der Thür, aber ihr Gewand blieb am Nagel einer Marmorconsole hängen, die zwischen den beiden Fenstern angebracht, einen schönen Gypsabguß der Canova'schen Psyche trug. Die Console fiel laut krachend zu Boden. Fräulein Thekla, Praxeda's Gespielin, stürzte erschrocken herbei und

fragte mit auffallender Angst: „Was ist geschehen? was that er Dir, meine edle Herrin?"

Praxeda wies sie zur Ruhe, nahm ihren Arm und entfernte sich in ihrer Gesellschaft.

Der Abschied, den sie mit so seltsamer Feierlichkeit genommen, zog sich durch meine Träume und machte meine Nacht ungewöhnlich unruhig. — Es mochte ein Uhr sein, als ich erwachte. Ich glaubte leise flüsternde Stimmen dicht unter meinem Fenster zu hören. Menschenschritte ließen den Sand des Baumganges, der von dem Hause nach dem Memelstrome führte, knirschen. Ich stand auf und wollte das Fenster öffnen, aber der Laden war von außen fest mit einer Eisenstange verschlossen. In unbeschreiblicher Aufregung, von deren Ursache ich mir durchaus keine Rechenschaft geben konnte, schritt ich länger als eine Stunde im Zimmer auf und ab, ich hörte verschiedene Uhren im Hause Zwei schlagen, dann hörte ich, ich konnte mich darüber nicht täuschen, Trommelgerassel von jenseits der Memel, wo russisches Militär in dem Städtchen Georgenburg stand.

Als ich mich endlich fast um drei Uhr Morgens niederlegte, schlief ich ungewöhnlich fest ein und war

erstaunt, beim Erwachen zu bemerken, daß der Tag schon so weit vorgeschritten; meine Taschenuhr zeigte 9 und 17 Minuten.

Ich sprang auf. Oberamtmann Krohnert trat wenige Minuten darauf bleich und ernst in mein Zimmer und übergab mir einen Brief, die Aufschrift war von Praxeda's Hand. Sie schrieb:

„Lebe wohl, mein theurer Freund, und sei gesegnet! — Ich gehe, wohin die heiligsten Pflichten mich rufen zu wirken für die Befreiung meines Vaters. — Er und ich, wir werden dann gemeinsam arbeiten für die Befreiung des Vaterlandes. O daß Du nicht bist einer der Unsrigen!

Zweifle nicht an meiner Liebe, an meiner Treue und Ehre. Wenn einst mein Vater frei ist, und mein Polen frei ist, dann kann eine Zeit kommen, wo seine Töchter der Liebe, den Pflichten und Genüssen häuslichen Glückes leben dürfen. Wer ein Haus baut an den wilden Ufern eines Bergstroms, kann nicht rechnen, darin friedlich zu wohnen. Erst den Damm bauen gegen die Tyrannei, dann das Haus gründen, darin zu leben, zu lieben. — Leb' wohl!

Praxeda."

General Vollmer war todtenbleich geworden und seine Lippen zitterten während seiner Erzählung. Marie hatte mit tiefer Aufregung zugehört und erhob sich von ihrem Lager, ihrem Vater die Arme um den Nacken schlingend, ihr schönes Gesicht an seiner Brust verbergend.

Große Thränen fielen aus den Augen des ernsten Mannes auf die blonden Locken der Tochter. „Weine nicht, Marie, mein armes Kind," sagte er, sich mit aller Kraft seines Willens fassend, „ich bin noch nicht zu Ende, und was ich Dir noch erzählen muß, wird noch mehr Anspruch auf Deine Thränen haben. —

Fünf Jahre später schickte die russische Regierung die Praxeda verehelichte von Vollmer, Tochter des in den sibirischen Bergwerken in Folge einer Disciplinarstrafe von sechzig Knutenschlägen gestorbenen polnischen Rebellen Lugomirczky über die preußische Grenze zu ihrem Gemal, den Obristen Felix Vollmer, dem theilweisen Erben des Lugomirczky'schen Nachlasses.

O Gott! Gott! welch' ein Wiedersehen war das. Meine Tochter, die Sprache hat keine Worte, den Jammer auszudrücken, der die Seelen zweier Menschen

erfüllte, die sich liebten und angehörten, und zwischen denen doch eine unausfüllbare Kluft lag.

Die Flucht des Fürsten war anfänglich geglückt. In einem kleinen Kirchdörfchen in der Nähe von Polnogan, noch auf russischer Seite, war Praxeda lebensgefährlich erkrankt. Sie hatte dort einem Kinde, einem Knaben, das Leben gegeben. Er war geboren worden in der schmutzigen Hütte eines Bauern. Die beiden Flüchtlinge hatten dann, Praxeda im Fieberwahnsinn, die preußische Grenze überschritten. Der Schulmeister des nächsten preußischen Dorfes, ein Greis schon, hatte den Unglücklichen Obdach gegeben und die Verpflichtung übernommen, sich des Kindes anzunehmen und es zur geeigneten Zeit der unglücklichen Mutter nachzusenden. Sehr kurze Zeit darauf aber waren beide von einem preußischen Gendarmen entdeckt, gefänglich eingezogen und über die russische Grenze zurück transportirt worden.

Der Fürst ward nach Sibirien in die Bergwerke gebracht, seine Tochter schleppte man mit. Was beide gelitten hatten während jener entsetzlichen Strafe, ist zu schrecklich, um Dein junges Herz, meine Tochter, mit der Kenntniß davon zu beschweren. Nur einmal in

der Woche sahen sich Vater und Tochter, am Sonntage, wo der Gefangene aus dem finsteren Schlunde des Berges an das Licht der traurigen Sonne Sibiriens gebracht wurde.

An eine Flucht war hier nicht zu denken, ebenso wenig konnten die beiden Unglücklichen mir von dort aus Nachricht geben. Nach dem Tode ihres unglücklichen Vaters, dem die treue, aufopfernde Tochter die Augen zudrückte, hatte der Commandeur des Militär-Postens aus Menschlichkeit Praxeda nach dem sibirischen Grenzstädtchen Pensa bringen lassen, dort legitimirte sie sich als Gattin eines preußischen Officiers und so ward sie russischerseits dem Manne ausgeliefert, dem sie vor Jahren entfloh.

Welch' ein Wiedersehen das war, meine Tochter, davon können meine Worte Dir keine Vorstellung geben. Ich liebte, ja ich verehrte das Weib, das mich verlassen, um dem zu genügen, was sie für heilige Pflicht hielt, und auch sie liebte mich, wie ihr Herz die Liebe verstand. Im ersten Jahre unserer Wiedervereinigung wurdest Du, Marie, geboren, unsere eifrigsten Nachforschungen nach unserm verlornen Sohne blieben

aber erfolglos. Die Leute, denen das Kind übergeben worden, waren todt, niemand erinnerte sich eines unter solchen Umständen am Orte gebliebenen Kindes. Nur ein kleiner Hoffnungsschimmer blieb uns eine Zeit lang. Praxeda hatte ihren Hund, ein schönes Thier, mit dem Knaben, an den er sich voll rührender Treue gehängt hatte, zurückgelassen, und des Hundes erinnerten sich ein paar lithauische Frauen, doch wußten sie nicht, wo er geblieben sei. — So lange Praxeda in meinem Hause als meine Gattin lebte, geschah alles mögliche, um die Spur unseres verlornen Kindes zu finden. Doch währte dies nur wenige Jahre. Sie übernahm keine Pflicht der Geselligkeit in meinem Hause, hielt sich streng abgeschlossen gegen die Officiere meines Regiments und deren ältere und jüngere Frauen, behauptete mit Consequenz kein Deutsch zu verstehen, und erklärte mir endlich, daß sie in festen Verbindungen mit Personen stände, die sich ernstlich der Befreiung Polens von der Herrschaft Preußens und Rußlands gewidmet hätten. „Hier," sagte sie, „hast Du die Liste aller derjenigen, welche zu dieser Verbindung gehören, ich übergebe sie und mich Deiner Ehre. — Indem Du unsere Namen verschweigst, sagst Du Dich los von

Deinen Pflichten als preußischer Officier und bist einer der Unsrigen."

Diese Handlung der unglücklichen Frau setzte mich in die fürchterlichste Lage. Doch konnte meine Wahl nicht zweifelhaft sein. Ich handelte, wie Praxeda gehandelt haben würde, wenn sie ich gewesen. Ich nahm keine Rücksicht auf meine Liebe, auf mein Glück, sondern that, was meine Pflicht als preußischer Unterthan und Officier gebot, ich machte der Regierung die Anzeige von einem Complot, das die Sicherheit und Ruhe des Staates bedrohte.

Man ließ meiner Gattin aus Rücksicht für mich die Möglichkeit der Flucht, und während im Regierungsbezirk Posen eine Menge Verhaftungen vorgenommen wurden, mußte Praxeda unter dem Schutze eines ihrer nächsten Verwandten nach London übersiedeln, von wo sie in dem Unglücksjahr 1848 nach Polen zurückkehrte. Du bliebst bei mir und ich übergab Dich der Pflege von Rose's Mutter.

Praxeda war zu spät in ihr Vaterland zurückgekommen, um thätigen Antheil an den Empörungen und Aufständen der Polen nehmen zu können. Als sie in Warschau erschien, war dort alles wieder ruhig unter

der eisernen Ruthe Rußlands. — Dieser Umstand machte es mir möglich, indem ich alle meine Verbindungen, die ich in der Nähe des Königs habe, anwendete, ihre Begnadigung von Seiten des Kaisers von Rußland zu erwirken, nebst der Erlaubniß für sie, in Polen leben zu dürfen. Indem ich meine polnischen Güter an sie abtrat, sicherte ich ihr die Möglichkeit, dort in einer ihrem Stande gemäßen Weise existiren zu können. Ich bot es ihr an, ihre Tochter ihr, wenn sie erwachsen und erzogen sei, abzutreten, und jetzt, Marie, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Du wählen kannst und mußt zwischen ihr und mir."

Er schwieg und stand von seinem Sitze auf. Marie verbarg ihr von Thränen überströmendes Gesicht in den Kissen ihres Bettes, und blieb, als ihr Vater mit leisem Schritt das Zimmer verließ, noch lange in bitterstem Schmerz versunken, der indeß nur Mitleid mit den Leiden ihrer Eltern, keineswegs eigener Kummer war.

*

* *

Es war kurz vor Weihnachten, und in Posen drängte sich eine Menge von Menschen dem schlimmen Wetter zum Trotze in den Straßen herum, Weih-

nachtseinkäufe zu machen. Sie gehörten indeß meistens dem deutschen Theile der Bevölkerung des Großherzogthums an, bestanden aber nicht blos aus preußischen Beamten und Officieren, sondern auch aus Grundbesitzern, Kaufleuten und Fabrikanten deutschen Stammes, die ihre geistigen Kräfte und nicht unbedeutenden Betriebscapitalien in eine Gegend gebracht hatten, in der sie noch ein weites Feld der Thätigkeit finden konnten.

Abends gegen sieben Uhr war vor den Thüren des Schauspielhauses großes Gedränge und der Director Deutschmann, der nicht wie sonst gewöhnlich an der Casse saß, sah dem Heranbrausen der eleganten Equipagen mit einigem Aerger aus dem Fenster einer nahen Restauration zu.

„Diese Polacken, diese!" sagte er leise vor sich hin, „heute rennen und fahren sie wie toll in das Concert, und das Schauspiel und die Oper bleiben immer leer, welche Opfer man auch bringen mag, um den Ansprüchen, die sie machen, Genüge zu thun."

In diesem Moment hielt eine sehr glänzende Equipage vor dem Eingang des Schauspielhauses, aus der eine große, schlanke Dame in Trauerkleidung stieg,

welche ohne andere männliche Begleitung als die eines Livree-Bedienten eintrat.

Dicht hinter ihrem Wagen hielt eine Droschke, aus der im eleganten Salonanzuge, über den er einen weiten Mantel geworfen, der Concertgeber Felix Fink sprang. Auf der Treppe zum Eingang befand sich der junge Musiker einen Augenblick neben der statlichen Frau, und als er aufblickte, schaute er direct in ein paar dunkle wundervolle Augen, die fest auf ihm hafteten. Unwillkürlich verbeugte er sich, denn den Hut trug er unter dem Arm, und war nicht wenig erstaunt, zu bemerken, daß die Dame tief erröthete, indem sie seinen Gruß erwiderte. Sie ging die Treppe hinauf nach dem ersten Rang Logen. Felix eilte auf das Theater, wo er noch einige Vorkehrungen zu treffen hatte. Herr Deutschmann kam ihm nach und legte die Hand auf seine Schulter.

„Wünschen Sie etwas von mir?" fragte der junge Violinist.

„Kannten Sie die Dame, die Sie eben grüßten?" fragte der andere dagegen.

„Nein!" —

„Das dachte ich mir! und sie dankte Ihnen! bei Gott! das ist geradezu ein Wunder! Die Fürstin Lugomirczka war's, die stolze Polin! Herr Fink, das ist eine Frau, so eine wird man sobald nicht in einem andern Lande finden, als eben in Polen, Herr Gott! Herr Gott! und die ist hier! Wenn Sie Gnade vor deren Augen finden, ist Ihr Glück gemacht."

„Nun so erlauben Sie mir, Herr Director, daß ich meine Vorbereitungen treffen kann, mich solcher entscheidender Gnade würdig zu machen, ich habe keine Viertelstunde Zeit und muß vor dem Aufziehen des Vorhanges stimmen lassen."

Er ging zu den Musikern, die auf der Bühne, welche einen glänzenden Saal vorstellte, an beiden Seiten theils saßen, theils standen.

Sein eigenes Notenpult stand in der Mitte des Raumes von zwei Wachskerzen erleuchtet.

Nach dem leisen Einstimmen der Instrumente gab Felix das Zeichen und während der Vorhang aufging, erklang in vollen Accorden die Melodie der polnischen Nationalhymne, — deren mächtige Klänge der junge Violinvirtuose sodann meisterhaft variirte.

Felix Fink stand hoch aufgerichtet, der Bogen in seiner Hand schien ein belebtes, sich nach eigener Willkür bewegtes Wesen zu sein.

Die dunklen Augen des jungen Mannes hafteten nicht auf den Noten, sondern schauten in den Zuschauerraum. Sein edles kluges Gesicht erschien in der halben Beleuchtung todtenbleich und die großen leuchtenden Augen gaben ihm etwas geisterhaftes.

Alle Räume des Schauspielhauses waren nicht nur besetzt, sondern überfüllt. Nur jene Dame, die der Concertgeber auf der Treppe begrüßt hatte, befand sich in ihrer Loge allein, denn der Diener, der ganz im Hintergrunde derselben sich an den Pfeiler drückte, war wegen der Dunkelheit seiner Stelle nicht sichtbar.

Der Blick des Virtuosen haftete unwillkürlich auf dieser Loge und auf der edeln, dunkeln Gestalt, die, eine Hand leicht auf die Brüstung gelegt, mit träumerischem Blick der Musik zu horchen schien.

Er kannte diese Dame! — Er kannte sie seit Jahren schon und liebte sie seit Monaten, wo sie ihm verjüngt entgegengetreten in der Gestalt der schönen Marie.

Dies goldblonde Haar, diese reine hohe Stirn, diese feine, scharfe Nase und der kleine Mund mit den schmalen Lippen, mit den kleinen perlweißen Zähnen, die sich bei jedem Lächeln einen Moment zeigten, dies alles gehörte auch Marien, nur die großen, dunkeln, seltsam tiefen Augen fanden sich nicht bei der schönen Tochter seines Gönners, dagegen entsprachen sie ganz und gar denen des Bildes, das Felix besessen, so lange er denken konnte und das er nach dem Befehl seines verstorbenen Vaters, nie von sich lassen durfte. Er trug es auch jetzt an sich, gefaßt in einen einfachen, silbernen Reif und von beiden Seiten mit silbernen Platten verdeckt, ein Medaillon von der Größe einer Wallnuß. Es hing an einer einfach gefaßten Haarschnur um seinen Hals und kein Auge, außer seine eigenen, hatte es noch erblickt.

Er zog es hervor, während er in einer Pause des Concerts in den Coulissen stand und drückte an dem Knopfe, der die Deckplatte öffnete, seine Hand zitterte dabei, der Knopf ging nicht wie sonst gerade in die Höhe, sondern etwas zur Seite und nicht die vordere Platte, sondern die hintere sprang auf und zeigte das Miniaturbild eines Mannes mit dunkelm Haar und Auge

in einer Tracht, die vor länger als zwanzig Jahren Mode gewesen.

„Herr Gott! Herr Gott!" sagte eine tiefe Stimme hinter dem jungen Mann und als er sich umsah, blickte er in das Gesicht des Directors Deutschmann, der auf den Zehen stehend, ihm über die Schulter gesehen hatte.

Der kleine Mann war sichtlich ergriffen und erschreckt. „Herr Gott! Herr Gott!" sagte er noch und noch einmal und griff mit beiden Händen nach dem Medaillon, das Felix, eben so erschreckt wie sein Zuschauer noch immer offen in der Hand hielt.

In diesem Augenblick rief das Glockenzeichen den jungen Virtuosen auf die Bühne.

Er war ärgerlich und erstaunt, das erstere über das Lauschen Deutschmanns, das andere über das von ihm so zufällig entdeckte zweite Bild in seiner Kapsel, welches er bisher noch nicht gekannt hatte.

Ungeschlossen schob er das Medaillon in die Tasche seiner weißen Moire-Weste und eilte auf den Platz vor seinem Notenpulte, während der Vorhang langsam emporrollte.

Sein Herz war in Aufregung, aber seine Hand führte den Bogen mit gewohnter Meisterschaft und die Töne übten ihre heilige Macht auf ihn aus. Die Erde mit allem was sie hatte und bieten konnte, verschwand vor der Seele des Künstlers. Der Zuschauerraum, mit Köpfen gefüllt, die flammenden Gaslichter, die glänzenden Damen in den Logen, alles schien sich aufzulösen in lichte Nebel, welche die hellen glockenreinen Töne, bald als Ströme von goldenem Licht, bald als zuckende Blitze durchzogen.

Als er schloß und das volle Orchester einfiel, war ihm zu Muthe, als sei sein ganzes vergangenes Leben ein Traum gewesen, aus dem er jetzt erst erwacht.

In den Suffiten stand Deutschmann, er war bleich und aufgeregt und ergriff die Hand des zu ihm tretenden Virtuosen mit Heftigkeit.

„Ich muß das Bild sehen, Herr Fink, das Bild, ich muß wissen, wo Sie es her haben," sagte er leise, aber mit einem Nachdruck, den Felix an ihm noch nie gekannt, „Herr Gott! Herr Gott! ich muß das Bild sehen! —"

„Sie stören mich, Herr Deutschmann, und machen mir es unmöglich mit voller Seele mich der

Ausübung meiner Kunst hinzugeben," entgegnete Felix, der sich durch die unzeitige Beobachtung des kleinen Mannes in eine sehr unangenehme Situation versetzt sah, „dies Bild darf und will ich Ihnen nicht zeigen, was könnte dasselbe Sie auch interessiren und angehen."

„Herr Gott! Herr Gott!" lamentirte Deutschmann von Neuem; „Sie wissen nicht, was Sie reden. Lassen Sie Ihr Concert schließen, gleich diesen Augenblick, Ihr ganzes Leben, Ihr Glück steht auf dem Spiele. Sie kann fortfahren, sie kann verschwinden, sterben in diesem Moment und dann ist's zu spät, zu spät! Herr Gott! Herr Gott!"

„Aber um Alles in der Welt, Herr Director, wie kann der Anblick eines alten Miniatur-Porträts Sie in solche Aufregung versetzen? was kann dies Bild, das Sie nie gesehen haben, Sie überhaupt angehen?"

Herr Deutschmann rang die Hände. „O ich habe dies Bild nur zu oft gesehen, ich kenne es gut genug. Auf der andern Seite ist das Bild der jungen Fürstin und mein Bruder hat's gemalt, ihr Bild und das ihres Vaters, mein armer, armer Bruder, den der nichtswürdige Hund, der Grenzjäger niederwarf und

knebelte und der in Folge der niederträchtigen Mißhandlungen starb.“

„Sie irren sich, Herr Deutschmann, Sie müssen sich irren, dies Bild können Sie unmöglich kennen, denn seit meiner frühesten Kindheit trage ich das Medaillon bei mir und sehe das männliche Porträt, das es enthält, heute zum erstenmale.“

„O Gott! o Gott! die Hand meines armen Bruders hat im letzten Todeskampfe die Feder verdorben, so daß sie nicht mehr ordentlich spielte; um Gottes Willen, um des Erlösers Willen, um der armen Frau Willen, die ihr Leben für ihren Vater einsetzte und ihr Kind mir anvertraute. — Herr Gott! Herr Gott! ich muß das Bild sehen, muß es ihr zeigen und sollte ich mich mit Euch darum schlagen.“

In diesem Augenblicke rief das Glockenzeichen den Violinisten von Neuem auf die Bühne.

Es war die letzte Piece, die er vorzutragen hatte und mehr darauf berechnet, seine Virtuosität zu zeigen, als die Herzen der Zuhörer zu ergreifen.

So war es denn natürlich, daß der große Haufe ihm mit besondern Enthusiasmus Beifall spendete. Blumensträuße und Kränze flogen von schönen Händen gewor-

fen, aus vielen Logen. Die aber, nach welcher Felix seinen Blick wandte, war leer, die Fürstin Lugomirczka die schöne Frau, deren jugendliches Bild er seit seiner frühesten Kindheit besaß, hatte sich entfernt.

Mit einem heitern Lächeln raffte der junge Mann die Blumen zusammen. Director Deutschmann half ihm dabei und warf die ganze Pracht, Lorbeern, Myrthen, Rosen und Rosmarin in einen ansehnlichen Korb, den er selbst aus der Requisitenkammer herbeigeschleppt hatte.

„In diesem steckt ein Briefchen," sagte er, ganz zuletzt einen Strauß erhebend, der ziemlich hinten auf der Bühne einzeln dalag. „Die Dame, welche den geschleudert, muß eine ziemliche Kraft und viel Geschicklichkeit in der Kunst des Sträußewerfens besessen haben."

Felix nahm den dargebotenen Strauß aus der Hand des Directors und wickelte das Stückchen Papier aus demselben, das offenbar aus einer Brieftasche gerissen war und in das man um den Strauß zum Fortschleudern geschickter zu machen, einen ziemlich schweren silbernen Livréeknopf gewickelt hatte.

Auf dem Papier stand mit Bleistift in deutscher Sprache geschrieben:

„Kommen Sie nach dem Schlusse Ihres Concertes sogleich in das Hôtel Röder — dort erwartet Sie eine Frau, der es von Wichtigkeit ist, Sie zu sprechen."

Felix steckte den Zettel in seine Brusttasche und wandte sich an den Director Gute Nacht! zu sagen. Dieser aber hob die Augen mit einem beinahe flehenden Blick zu ihm empor und sagte im Tone tiefster Herzenserregung: „Nehmen Sie mich mit, Herr Fink, ich muß das Bild sehen, ich muß mit Ihnen reden, heute noch, ich darf nicht zaudern! O Gott, lieber Herr Gott! wenn es Wahrheit würde, wenn ich ihr noch einmal unter die Augen treten dürfte!"

„Ich fahre nicht nach Hause, ich muß noch einen Besuch machen," entgegnete Felix ziemlich mißgestimmt durch die Zudringlichkeit des kleinen Mannes.

Deutschmann's Augen blitzten bei dieser Antwort. „Sie werden heute keinen Besuch mehr machen, Sie werden mir das Bild zeigen und mich anhören, es handelt sich um Ihr ganzes Erdenglück und um meinen Herzensfrieden," schrie er außer sich. „Sie

wissen nicht, wovon die Rede ist, setzen Sie sich zu mir, ich will es Ihnen erzählen.“

Er schob im größten Eifer zwei Stühle vor das Notenpult mitten auf dem Theater, zündete die beiden Wachskerzen an, die Felix nach dem Sinken des Vorhanges gelöscht und zog diesen dann neben sich nieder.

„Was sind Sie für ein Landsmann?“ fragte er dann sehr eifrig, „das heißt, ich meine, an welchem Orte sind Sie geboren und wie alt sind Sie? genau, an welchem Tage sind Sie geboren?“

„Nun wahrhaftig, Herr Director,“ entgegnete Fink ärgerlich, „das ist denn doch über alle Maßen komisch, ich habe nicht Lust darauf zu antworten und habe es auch nicht nöthig, mein Curiculum vitae liegt mit meinen Schulzeugnissen, meiner Militärentlassung und allen meinen andern Papieren noch bei Ihnen, suchen Sie darin Auskunft über das, was Sie wissen wollen und lassen Sie mich meiner Wege gehen.“

Deutschmann preßte seine Stirn mit beiden Händen. „Der Kopf will mir springen, bei dem Gedanken an diese Möglichkeit! — Fink hieß der Pfarrvicar — Präcentor — nennen sie ihn an dem Weltende, der Name fiel mir schon auf, als ich Ihren ersten

Brief las, und Felix war das Kind getauft worden. — Zeigen Sie mir das Medaillon und dann, wenn ich Ihnen nur gesagt, wen die beiden Bilder vorstellen, dann mögen Sie geh'n — wohin Sie wollen — dafern Sie dann mich nicht mehr zu hören verlangen."

Felix nahm die Haarschnur unter seiner Weste hervor und reichte dem heftig erregten Mann den Gegenstand seines Verlangens.

Mit sichrer Hand öffnete Deutschmann die vordere Klappe, nachdem er die hintere sorgsam geschlossen hatte.

„Beide auf einmal darf man nicht öffnen, sonst fallen die Elfenbeinplättchen heraus," sagte er dabei mit zitternder Stimme, „aber es ist das Bild, das ich meine — kein Zweifel daran, da hier unten in dem Eckchen ist der Namenszug meines armen Bruders 𝒯𝒟 Theodor Detlew und hier, sehen Sie her, dieser Fleck auf dem Bilde des Fürsten ist Blut von dem armen Jungen, und nun kommen Sie her, nehmen Sie hier meinen Taschenspiegel, sehen Sie hinein und betrachten Sie dann dies Bild, was sagen Sie dazu?"

Es war das erstemal in seinem Leben, daß der junge Mann das männliche Bildniß genau betrachtete, und nicht ohne Aufregung bemerkte er, daß es sein

eigenes Angesicht, nur in einer längst veralteten Kleidung darstellte. — Ohne an die früheren Worte Deutschmann's zu denken, drückte er von neuem an dem Knopf, um auch das weibliche Porträt betrachten zu können, die feine Feder gab nach und beide Elfenbeinplatten fielen zu Boden, jedoch nicht diese allein, ein Pergamentblättchen, das zwischen ihnen gelegen hatte und mit kleinen Schriftzügen dicht bedeckt war, fiel auch heraus und Felix erkannte die Handschrift seines verstorbenen Vaters.

Er raffte schnell alles zusammen, doch hatte auch Deutschmann das beschriebene Blatt gesehen und sagte: „Das macht mich irre, als ich Ihnen — dem Knaben, meine ich — das Medaillon um den Hals hing, war nichts darin als die beiden Porträts, lassen Sie mich lesen, was auf dem Pergamente steht, oder — ach Gott lesen Sie es selbst, es ist hoffentlich die Bestätigung Ihres Pflegevaters über Ihre Abkunft. Die beiden Bilder sind Porträts des in Sibirien gestorbenen Fürsten Lugomirczky und seiner heldenmüthigen Tochter Praxeda, der Dame, die Sie heute grüßten —"

„Und wie, Herr Director, kommen Sie zur Kennt-

niß dieses Bildes, dieser Personen? wie kommen Sie vor allem auf die Idee, daß ein Pflegevater mich erzog?" fragte Felix in großer Spannung.

„Ich verlange nicht mehr, als Ihnen das zu erzählen," entgegnete der andere. — „Sehen Sie, ich bin von deutschen Eltern in Warschau geboren. Ich hatte einen Bruder, einen talentvollen Jungen, aber wir waren arm und es konnte nicht daran gedacht werden, seine verschiedenen Anlagen zur Malerei auszubilden. Er kam zu einem Stubenmaler in die Lehre und sehr bald erregten die Arbeiten des jungen Detlew auch in diesem Fach Aufsehen.

„Ein schönes Kind, ach, lieber Gott! ein Engel in Gestalt eines Kindes; die junge Prinzeß Lugomircz ka sah ihn in einem Zimmer ihres Palastes eine Blumenguirlande malen, rief ihren Vater und der Herr nahm sich des jungen Burschen an, schickte ihn nach Düsseldorf, nach Rom und als er heimkehrte, war er ein großer Künstler, durch Gottes und des Fürsten Gnade.

„Auch mein und meiner Eltern unmittelbarer Wohlthäter war der edle Fürst geworden. Ich kam als Lehrling der Oekonomie auf eines seiner Güter und dann schickte er mich auf eine deutsche Ackerbauschule,

während meine Eltern ein Putzgeschäft errichteten, wozu der Fürst ihnen das nöthige Capital vorstreckte.

„Fast zu gleicher Zeit mit meinem Bruder kam ich auch nach Warschau zurück, aber ich hatte mich in meinem Fach nicht wie er in dem seinen vervollkommnet. Auch in mir steckte was von einem Künstler — Dünger und Stroh, Vieh und Getreide hatten keinen Reiz für mich, der Fürst merkte das und nahm mich als Secretär in sein Haus. — Das war im Herbst des Jahres 1829 — und es war eine verhängnißvolle Zeit. Im Hause des Fürsten bereitete sich die Revolution vor. Ein junger, preußischer Officier war auch dort, man hoffte, daß er sich der polnischen Sache zuwenden würde und — nun ich sage nichts mehr, aber ich leistete damals dem Fürsten Dienste, deren ich mich herzlich schäme — ich fälschte die Namensunterschrift und die Handschrift jenes Mannes, der später, als die armen Polen besiegt waren, durch einen Machtspruch des Grafen Diebitsch der Gemal der jungen Prinzeß wurde und sie mit nach Preußen nahm. — Den Fürsten schleppte man nach Rußland, ich aber und mein Bruder folgten ihm und es gelang uns, ihm zur Flucht behilflich zu sein.

Wir brachten ihn über die preußische Grenze, ihn und seine Tochter, die ihrem Gatten entflohen und ihrem Vater gefolgt war. — Ihr Gold, ihre Schönheit, ihre mehr als heldenmüthige Ausdauer machten die Flucht möglich, obgleich noch auf russischem Grund und Boden zu frühe Geburtswehen sie überfielen und sie in einer jüdischen Schenke einen Knaben gebar, ein elendes Würmchen, wohl kaum berechtigt zum Leben. — Mein Bruder trug noch in derselben Nacht das kleine Wesen auf seinen Armen über die eine halbe Stunde entfernte Grenze und die junge Mutter überschritt dieselbe, gestützt auf meinen und ihres Vaters Arm. Denn es war Winter und der Memelstrom, der dort die beiden Länder trennt, lag unter der Eisdecke.

„Jetzt glaubten die Unglücklichen sich in Sicherheit. Die junge Fürstin konnte auch nicht weiter; unter dem Dache eines armen litthauischen Bauern ward sie von tiefer, todesähnlicher Ohnmacht befallen. Die gutmüthigen Leute räumten ihr das einzige Bett im Hause ein und da lag sie, ohne andere Pflege, als die der alten litthauischen Wehmutter, und für den Augenblick sogar von allen Geldmitteln entblößt, denn die russischen Grenzbeamten hatten alles in Anspruch genom-

men, was sich von Geld und Werthsachen in Händen der Flüchtlinge befunden.

„Außer meinem Bruder und mir befand sich noch ein treues Geschöpf bei ihnen, ein wunderschöner, schneeweißer Pudel, auf dessen silbernem Halsbande die Buchstaben T. D. gravirt waren.“

„Welche Buchstaben?“ fragte Fink, dessen Wangen während der Erzählung erbleicht waren.

„T. D. Theodor Detlew,“ entgegnete Deutschmann, „der Namenszug meines armen Bruders, denn den Namen Deutschmann habe ich erst nach jener Zeit angenommen.

„Der Hund hörte auf den Namen Juno und die junge Fürstin liebte ihn besonders, weil er ihr bei ihrer Flucht von ihrem deutschen Gatten aus Anhänglichkeit an ihre Person gefolgt war und uns, seit ihr Vater den uns begleitenden Kosaken entfloh'n, durch seine Wachsamkeit treffliche Dienste geleistet hatte. — Dies schöne Thier lag neben der kleinen Bauernwiege, in der das bewußtlose Kind jener unglücklichen Frau schlief, und vertrat fast die Stelle einer menschlichen Wärterin bei demselben. Ich erzähle Ihnen das nur, Herr Fink, weil ich bei Ihnen einen eben so schönen Pudel sah,

als Sie in Bromberg ankamen, und er hatte auch ein silbernes Halsband um, aber die Buchstaben darauf waren unter den Hals gerückt."

Felix ging mit großen Schritten auf dem dunklen Thater auf und ab. Sein Herz schlug heftig und jetzt noch weit mehr als zu Anfang von Deutschmann's Mittheilung. — Er erinnerte sich daran, einen schönen großen Pudel im Vaterhause gar oft und oft geliebkost und sein braunes Lockenköpfchen auf den warmen, weichen Rücken des Thieres gelegt zu haben, als er selbst noch kaum so hoch gewesen, wie dieser sein Freund. — Ja, sein Caro war sogar ein directer, wenn auch durch mehrere Generationen getrennter Abkömmling jenes schönen Geschöpfes und die Buchstaben T. D. hatte er erst vor einigen Jahren in Berlin aushämmern und seinen eigenen Namen, Felix Fink, auf das Halsband graviren lassen.

„Sprechen Sie weiter, Herr Director," sagte er daher, als Deutschmann schwieg, „ich fange an zu glauben, daß Ihre merkwürdige Erzählung doch vielleicht einige Beziehungen auf mich haben kann."

„Was ich nun zu erzählen habe, ist sehr traurig," sagte Deutschmann, „doch muß es gesagt sein. Das

silberne Halsband und das kleine silberne Medaillon, was Sie in Ihrer Hand halten, waren die einzigen Werthstücke, die sich noch im Besitz der Geflüchteten befanden. Mein Bruder ging damit nach dem nächsten etwas größeren preußischen Grenzort Schmallminken, dort beides zu verkaufen. Hier traf er einen Grenzjäger, einen Menschen, der schon mehrmals polnische Flüchtlinge an die russische Regierung überliefert hatte, und den jungen Pfarrvicar, oder wie man in Litthauen sagt, Präcentor, Fink, aus Wischwill, den letzteren in großer Angst, da er den Arzt, den er aus russisch Georgenburg zum Beistande seiner in Wischwill schwer erkrankten Frau hatte holen wollen, nicht anwesend gefunden. — Einer dieser beiden Personen kaufte das silberne Halsband für zwei Rubel und mein Bruder brachte für diese kleine Summe einige Erquickungen für die kranke Frau und den Fürsten. Gab auch zugleich einen Brief an den Gemal der Dame auf die Post, in welchem er diesem alle Verhältnisse vorstellte und ihn bat, die Mittel zur weiteren Flucht für die fürstliche Familie zu senden.

„Dieser Brief ist wahrscheinlich zum Verräther derselben geworden. Der Grenzjäger Werner sah seine

Adresse, als mein Bruder ihn dem Postbeamten am Fenster der Expedition in die Hand legte.

„In der Nacht nach der Rückkehr meines Bruders zu uns, ward die Hütte des redlichen Litthauers von Kosaken umstellt, die der Grenzjäger herbeigeführt. Der Fürst und wir sprangen, als der Hund anschlug, von unserm Strohlager, während Praxeda, die junge Mutter sich mit zitternder Hand ankleidete, um in Bauerntracht den Häschern entgegentreten und so vielleicht noch die Flucht ihres Vaters ermöglichen zu können.

„Es war vergeblich. Die Kosaken, geführt von dem preußischen Grenzjäger, drangen in das niedrige Stübchen und neben der Wiege seines Enkels kämpfte Fürst Lugomirczky von uns unterstützt, auf Leben und Tod mit den Schergen.

„Wie durch einen Schleier sah ich, während ich mit einem Kosaken rang, die arme junge Mutter sich über die Wiege beugen und das kleine Medaillon mit einer einfachen Haarkette an dem Hälschen ihres Knaben befestigen. Mein Bruder hatte ihr das werthlose Kleinod, das er bei sich getragen, zugeworfen, während schon sein Kopf von einem furchtbaren Hiebe blutete.

„Wenige Momente darauf hatten die Kosaken den Fürsten und seine Tochter fortgeschleppt, ich, der ich verwundet auf die Lagerstreu gestürzt, hörte das Abfahren der Kibitken, mein Bruder starb eine Viertelstunde später in meinen Armen.

„Als ich meine Besinnung wieder fand, war ich im Krankenhause zu Tilsit, neun Meilen entfernt von dem Schauplatze jener verrätherischen Verhaftung. Ich genas von meinen vielfachen aber nicht schweren Verwundungen, und mein erster Weg war in das Häuschen des armen Bauern, der meinen Wohlthätern Obdach gegeben. — Das Kind der Fürstin war noch dort, hatte sich sehr erholt und Juno war seine treue Wärterin. Der Hund war bei dem kleinen Geschöpf entweder freiwillig geblieben, oder die Kosaken hatten das Thier von seiner Herrschaft zurückgetrieben.

„Ich war ohne einen Heller Geld, mein Bruder todt, auf der ganzen Welt hatte ich keine Freunde, keine Aussicht, dem Gemal der Fürstin getraute ich mir nicht unter die Augen zu treten, weil er die Betrügerei kannte, zu deren Werkzeug ich mich in Warschau gegen ihn gemacht.

„Ich schrieb an ihn und sagte ihm, wo das Kind

der Fürstin zu finden sei, ich sagte ihm auch von meinem eigenen Elend, bat ihn um Vergebung und um eine Unterstützung. Es war ein Major von Vollmer und stand, wie ich glaube, in dem Städtchen polnisch Krone.

„Der Herr hat mir nie geantwortet, obwohl ich ihm meine Adresse deutlich genug angegeben. Auch um das Kind hat er sich wohl nicht bekümmert, manchmal habe ich gedacht, er habe meinen Brief gar nicht bekommen, denn ich wußte zwar sehr genau seine Namensunterschrift nachzuahmen, aber nicht wie dieselbe eigentlich ausgesprochen ward, seinen dortigen Aufenthalt wußte ich eben so wenig genau, hatte ihn auch nie gesehen, obschon wir in Warschau uns Monate lang zu gleicher Zeit im Hause des Fürsten befunden hatten, ich freilich unter den Beamten des Fürsten, er in dessen Gesellschaft. Mein Bruder hatte ihn bisweilen gesehen, ich niemals.

„Ich suchte mein Brod, wo ich es zu finden hoffte — auf dem Theater. — Als Acteur erwarb ich mir keine besonders großen Lorbeeren, aber Geschäftsroutine als Regisseur. Meine Frau, eine geachtete Sängerin, hatte sich schon einiges Vermögen erworben

als sie mich liebgewann und heiratete. Ich übernahm die Direction einer unbedeutenden Schauspieler-Gesellschaft, die in Tilsit, Memel, Insterburg und Gumbinnen spielte. Wir machten gute Geschäfte und unser Vermögen mehrte sich. Nun waren wir kinderlos und der Gedanke an den verlassenen Sohn meines Wohlthäters verfolgte mich Tag und Nacht, und als ich meiner Frau davon erzählte, da bestand sie darauf, daß wir hingehen, das Kind zu uns nehmen und rechtschaffen erziehen wollten. — Aber das Hüttchen des alten Litthauers, dessen Namen ich nicht einmal genau wußte, war niedergebrannt, er selbst wohl gestorben, das nächste Dorf Kaimahlen eine halbe Meile von dem kleinen verschwundenen Hüttchen entfernt und niemand wußte dort etwas von einem Kinde; einen großen, weißen Hund wollten einige Leute vor Zeiten dort gesehen haben — das war Alles, was wir erfahren konnten.

„Daß der Fürst in Folge brutaler Mißhandlungen in den sibirischen Bergwerken gestorben und seine Tochter von dort zurückgekehrt sei, erfuhr ich durch öffentliche Blätter. Ich wagte es nicht, sie aufzusuchen, denn ich hatte doch als ein ungetreuer Knecht an ihrem Kinde

gehandelt, das ich gleich hätte mit mir nehmen, für das ich hätte, wenn auch mich von Thür zu Thür bettelnd, Sorge tragen müssen.

„Daß die Fürstin aus dem Innern Rußlands nach Polen zurückgekehrt sei, erfuhr ich übrigens erst nach der polnischen Revolution des Jahres 1848. Mir ging es dazumal ganz besonders wohl, ich war ein reicher Mann und die Gesellschaft, die unter meiner Direction stand, machte gute Geschäfte.

„Meinen Namen hatte ich schon geändert, gleich nach dem Tode meines armen Bruders und der Gefangennahme des Fürsten.

„Der Grenzjäger Werner war bei jener Gelegenheit durch einen Pistolenschuß so schwer verwundet worden, daß er nach wenigen Wochen starb, und die Verwundung eines Beamten im Dienst ist eine Sache, die im preußischen Staate nicht so leicht ungerächt bleibt. —

„Urtheilen Sie nun, wie mir zu Muthe war, als ich in Ihren Händen, Herr Fink, das Medaillon sah, das einst meinem armen Bruder gehört hatte und dem Kinde meiner Wohlthäter als Erkennungszeichen gegeben worden war.“

Felix Fink hatte mit einer Theilnahme, die sich jeden Augenblick mehrte, der Erzählung zugehört. Er setzte sich, nachdem sie beendet, wieder zu Deutschmann und zog das kleine Pergamentblättchen hervor, das zwischen den beiden Porträts gelegen, aber es schwamm ihm vor den Augen, die feine Bleistiftschrift ward ihm unleserlich und er bat den Director, dieselbe zu entziffern. — Dieser las laut und mit zitternder Stimme:

„Mein Sohn! sollte dies Blättchen einst vor Dein Auge kommen, so ist es Gottes Fügung, daß Du erfährst, was nach meinem Wunsch für immer vor der Welt verborgen bleiben sollte, und was selbst Deine Mutter nicht weiß und wenn Du mir gehorchen willst, auch nie erfahren soll. — Du bist nicht unser Kind, — der Knabe, den meine Gattin mir nach entsetzlichen Leiden schenkte, starb zwei Stunden nach der Geburt, sie selbst lag Monate lang bewußtlos, und als sie sich erholte, hätte die Nachricht von dem Tode ihres Kindes wahrscheinlich den ihrigen nach sich gezogen. Ich konnte ihr denselben verschweigen, indem ich Dich ihrer treuen Mutterliebe übergab, Dich, den ein verbrecherisches Paar, in der Hütte eines Bauern meiner Diöcese zurückgelassen, als

sie selbst zu ihrer Bestrafung von russischen Grenzsoldaten dort hinweggeführt wurden. Wer Deine väterlichen Angehörigen gewesen, weiß ich nicht, forsche Du nie darnach, liebe Deine Mutter mit Sohnestreue, werde, in welchem Fache es auch immer sei, ein tüchtiger Mann, und bleibe der Sohn dessen, der Dir aus freier Wahl und von ganzem Herzen ein treuer Vater war. Die beiden Bilder sind wahrscheinlich die Deiner Eltern, ich habe es Deiner Mutter zur Pflicht gemacht, das Medaillon und das Halsband unsrer Juno, welche ich mit Dir zugleich in mein Haus brachte, Dir als Privateigenthum zu übergeben, doch weiß sie nichts von diesen Zeilen und kennt auch nicht den Handgriff, mit dem das Medaillon ganz geöffnet werden kann. Nur ein Zufall oder jemand, der dasselbe früher gekannt, auf alle Fälle Gottes Wille und Fügung, kann Dich daher auch nur mit diesem Blatt bekannt machen, das Dir meinen väterlichen Segen auch darnach zusichert, wenn Du erfahren, daß Du nicht der Sohn warst Deines väterlichen Freundes

Gotthold Fink."

„Wir sind also im Reinen, ein Irrthum ist da gar nicht mehr möglich," sagte Deutschmann, indem

er das Pergament zwischen die beiden Porträts schob. „Ein Irrthum kann da gar nicht mehr stattfinden und zudem Ihre Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Fürsten ist so groß, daß sie gleichsam einen Siegel auf die Verbriefung drückt, die uns Ihr Pflegevater hier hinterlassen.

„Gestatten Sie mir, daß ich Sie morgen zu der Dame führe, die in Ihnen einen todt geglaubten Sohn gewiß mit Wonne begrüßen wird.“

Dem jungen Violinisten war zu Muthe, als könne er die Bewegung des Erdballes unter seinen Füßen fühlen. Er zitterte heftig und Thräne auf Thräne rollte langsam über seine glühende Wange.

Langsam und vorsichtig sich mit dem Wachslichte leuchtend, gingen die beiden nun über die Bühne nach dem hinteren Ausgange des Theaters. Felix trug seine geliebte Geige in ihrem feinen Futterale von altem Nußbaumholze unter dem weiten schwarzen Mantel und Deutschmann hüllte sich fröstelnd in seinen Pelzrock, als auf der Straße ein eisiger Wind ihnen Schneeflocken und eisige Regentropfen in sehr unangenehmer Mischung in die Augen wehte.

In dem Zimmer, das Fink bewohnte, war es

warm und gemüthlich. Die Lampe warf ein friedliches Licht über den freundlichen Raum. Ihm war zu Muthe, als hätte er geträumt. — Sein ganzes Leben schien in Trümmer geschlagen durch das, was er soeben erfahren. Felix Fink hatte seine Eltern zu früh verloren, um mit jener tiefen Liebe an ihnen zu hängen, die Eltern und Kinder in glücklichen Familien dann verbindet, wenn die letzteren durch das Leben gereift den ersteren zu Freunden und Stützen geworden. — Er war im Zülihauer Waisenhause erzogen worden. Jetzt sollte er einer Mutter entgegentreten, aber einer Mutter, die, in den höchsten Verhältnissen lebend, sich doch wohl einen andern Sohn, als ihn, den noch ruhmlosen Geigenspieler, wünschen mochte. — Außerdem, wer weiß, welche Verhältnisse obwalten mochten, die die vornehme Dame bewegen konnten, den Sohn ganz und gar zu verleugnen. Sie war vielleicht nie oder tief unter ihrem Stande vermält gewesen, sie konnte seine Annäherung in Gesellschaft eines Dritten, des einstigen Dieners ihres Hauses, für eine Anmaßung, für das gemeine Verlangen Unterstützung von ihr zu erpressen halten — so dachte er — Minuten lang freilich nur, aber er dachte es doch und Eiseskälte durchzuckte dabei

seine Seele, während sein Herz heftig schlug bei der Vorstellung, daß ein Mutterherz vielleicht bald an dem seinen klopfen, daß ein Mutterarm ihn nun bald umschlingen werde, daß — Marie für ihn nun kein unerreichbarer Stern sei.

Der Wintermorgen schaute bereits dämmernd in seine Fenster und noch ging er schlaflos auf und nieder oder saß, den Kopf in die Hand gestützt, in der Ecke seines Sopha's.

Die Kälte des Zimmers nöthigte ihn endlich, sich niederzulegen und bald fesselte nun auch der festeste Schlaf sein Haupt an das Kissen.

Als er erwachte, war es bereits 12 Uhr. Die Opernprobe mußte vorüber sein, Deutschmann hatte ihn nicht rufen lassen. Die Erinnerung an den gestrigen Abend verwebte sich so innig mit den bangen Träumen der Morgenstunden, daß er zu zweifeln begann, ob er das alles wirklich erlebt habe, zumal das Porträt nicht wie sonst auf dem Nachttischchen an seinem Bette lag.

Er kleidete sich indeß an, um Deutschmann zu erwarten, als eine glänzende Equipage vor seiner Hausthüre hielt, aus welcher dieser in feinster Toilette

sprang. In Eile warf Felix seinen Rock über und öffnete dem Klingelnden, aber mit klopfendem Herzen sah er sich nicht dem Schauspieldirector, sondern einer schönen, großen Dame in Trauerkleidung, dem Original seines theuren Bildes, der Fürstin Lugomirczka gegenüber.

„Ich habe Sie gestern Abend schon erwartet," sagte die Dame im reinsten Deutsch, obwohl mit bebenden Lippen, indem sie ihm die Hand reichte. — „Heute früh war Detlew, der Secretär meines Vaters, mein treuer Begleiter und alter Freund bei mir und gab mir die Hoffnung, daß Ihre Aehnlichkeit mit dem dahingeschiedenen Märtyrer kein Spiel des Zufalls sei."

In diesem Augenblicke schlich Caro sich an die Seite seines Herrn und drückte schmeichelnd seinen Kopf in die Hand der Fürstin.

Praxeda bückte sich, und dem Thiere liebkosend drehte sie den silbernen Reifen an seinem Halse. Dann aber die Arme nach Felix ausbreitend, sagte sie, indem eine Thräne sich in ihrem Auge sammelte: „Er ist seiner treuen Mutter Sohn, wie Du es bist!"

Felix hatte sich in ihre Arme geworfen, und sank ihr zu Füßen. Sie hob ihn auf, zog ihn zu sich auf

das Sopha und ihm zärtlich in die Augen blickend, spielte sie mit den reichen braunen Locken, die sich wie liebkosend um ihre weißen Finger ringelten.

„Ich habe viel nachzuholen an Glück und Liebe,“ sagte sie nach langem Schweigen, „viel, sehr viel, und ich darf hoffen, einen guten und liebevollen Sohn zu finden, obgleich mein Schicksal wollte, daß ich ihm bis heute nicht Mutter sein konnte. In den Grüften der Bergwerke tröstete ich meinen Vater, während mein Kind eine Waise sein mußte.“ Ihre Lippen waren bei diesen Worten bläulich, ihre Wangen todtenbleich geworden, und die großen dunklen Augen auf das Angesicht ihres Sohnes heftend, flüsterte sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen: „Fluch dafür denen, die mein Vaterland zerrissen, die uns den Dolch in die Hand drückten und uns zwangen, alles Lebensglück an die Wiederherstellung Polens zu setzen. O mein Sohn! mein Sohn! wirst Du auch, willst Du auch der wahre, der rechte Sohn Deiner Mutter sein?“ —

Durch die Seele des jungen Künstlers zuckte ein dumpfer aber heftiger Schmerz. Es erschien ihm wie eine Entheiligung, daß eine Mutter im Moment, der

ihr den Sohn wiedergab, etwas anderes, als Segen und Verzeihung für die ganze Welt empfinden konnte. Er schwieg und zog die weißen Hände, die ihn zärtlich umfangen hielten, an seine Lippen, dann sagte er leise: „In diesem Moment versinkt die ganze Welt mir vor dem Gedanken, daß ich eine Mutter gefunden. O, gestatten Sie mir, Theuerste, Sie erst kennen, dann verstehen zu lernen, damit ich endlich ein Sohn nach Ihrem Wunsche werden kann."

„O mein Gott!" rief die Fürstin, indem sie sich von ihrem Sitze an seiner Seite erhob, „mein Gott, auch hier, bei der endlichen Erfüllung meines höchsten Erdenwunsches trifft mich der Fluch meines ganzen Lebens, mein Sohn ist nicht der Sohn Polens, er ist ein Deutscher, und der Knechtessinn ihm angeerbt und anerzogen."

Auch Felix sprang auf, das harte, eiskalte Wort der Frau, der er so gern alle Sohnesliebe entgegengetragen, verletzte ihn tief. Eine bittere Entgegnung schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte sie, indem ein Blick in das Auge seiner Mutter, das von Schmerz verschleiert, doch stolz und entschlossen leuchtete, ihm die Erinnerung an alle ihre Leiden vergegen-

wärtigte; leise auf die Knie vor der erhabenen Erscheinung niedersinkend, ergriff er ihre Hand und mit thränenfeuchtem Auge zu ihr aufblickend, sagte er sanft und fest: „O Mutter, liebe Deinen deutschen Sohn, so wirst Du vergessen lernen, was Du als Polin erduldet.“

Sie blickte auf ihn nieder, sie legte die Hand auf sein lockiges Haupt und bückte sich dann und zog ihn heiß weinend in ihre Arme. —

Es mochte eine Stunde vergangen sein, als der Eintritt Deutschmann's die Ergießungen der beiden so lange getrennten Herzen störte. Felix hatte von seiner Erziehung, von dem Tode seiner rechtlichen Pflegeeltern, von den Bemühungen der Muhme Goldau um ihn, für ihn gesprochen, auch Rose's hatte er dabei erwähnt und ihres verwaisten Daseins, und mit bebenden Lippen hatte die Fürstin zugehört.

„Du verdankst Deine künstlerische Ausbildung, Deine Stellung, alles, was Du bist, der verstorbenen Mutter jenes armen Mädchens, das jetzt das Brot der Dienstbarkeit ißt, und, seltsam genug, jene wackere Frau war auch mir nicht fremd, ja sie hat mir in ihrer schlichten Weise bedeutende Dienste geleistet. Der Toch-

ter kann ich vielleicht vergelten, was die Mutter that, ich bitte Dich, mein Sohn, gehe hin und bringe Rose Goldau zu mir, daß ich ihre Erziehung vollende und ihre Zukunft sicherstelle. — Schreibe ihr, daß Du kommen und sie abholen werdest, aber nenne meinen Namen nicht; eile, Felix, heute Abend schon wirst Du abreisen, und Deine Schwester in den Tagen der Beschränkung zur Theilnehmerin und Schwester in Deinen glänzenderen Verhältnissen machen," sagte die Fürstin. „Dein Brief muß mit dem nächsten Zuge, Du selbst mit dem Abendzuge abgehen, doch als erstes Zeichen Deiner Sohnesliebe fordere ich, daß Du meinen Namen ihr und niemand eher nennst, als bis Du sie in meine Arme geführt hast. — Dein Wort und Handschlag darauf, Felix."

Der junge Mann legte seine Hand in die ihrige.

„Ich will sehen und abwarten, was der Handschlag meines deutschen Sohnes werth ist," setzte sie hinzu. Gekränkt in tiefster Seele durch dieses Wort setzte Felix sich an den Schreibtisch, der ahnungslosen Rose seine Ankunft zu melden.

*

* *

Es war am Morgen des heiligen Christabend, als Felix Fink zum zweiten Mal auf dem Perron in Bromberg abstieg.

Ein wildes Wetter hatte die ganze Nacht getobt und Schnee mit Regen gemischt erfüllte die Atmosphäre, aber trotz des Wetters, trotz der frühen Stunde des Wintermorgens waren doch schon verschiedene Personen auf dem Bahnhof und ein junges, bleiches Mädchen, in einen schwarzen Tafftmantel gehüllt, das Haar unter einer Capote von demselben Stoffe verborgen, stand an der Thür des Wartesaales, und schaute nach den Personen, die den Perron erfüllten.

Es war Rose Goldau, die junge Blumenmacherin, und als Felix auf sie zueilte, ihr die Hände bot und in herzigen Worten seine Freude, sie wieder zu sehen ausdrückte, da erblühten auch die Rosen ihrer Wangen wieder, und ihr Lächeln glich dem glücklicherer, sonnigerer Tage.

„Du bist gut, Felix! denn Du gedenkst bei Deinen Erfolgen derer, die Dich liebten, als Du noch kein berühmter Künstler warst,“ sagte sie freundlich. „Ich weiß zwar wohl, daß Dich noch ein anderer Magnet, als Deine arme Base Rose hieherzieht und da freut mich's

denn doppelt, Dir sagen zu können, daß meine junge Gebieterin viel an Dich gedacht hat, daß sie seit Deiner Abreise in Wort und Wesen ganz verändert ist, und daß ich, die ich zwar nicht ihre Vertraute, doch stets in ihrer Nähe bin, die feste Ueberzeugung habe, daß der arme Geiger dem reichen, vornehmen Fräulein nicht gleichgiltig ist."

„Sprich nicht so, Rose," entgegnete Felix, „ich will vor der Hand nichts anderes von Dir hören, als ob Du als meine Schwester mit mir gehen, und ein glänzenderes Los, das mir ohne mein Verdienst zugefallen ist, mit mir theilen willst. Ich biete Dir den Schutz einer ehrenhaften, vornehmen Dame, meine treueste Bruderliebe und den Genuß all' der Glücksgüter, die dem Menschen wünschenswerth sind."

„Das Grab meiner Mutter, das Gefühl, durch eigene Kraft zu bestehen, müßte ich hier zurücklassen, in Beiden wurzelt der Friede und die Zufriedenheit meines Daseins," entgegnete sie mit bebender Stimme, während er sie in den Wagen hob, der sie rasch nach dem schönen Hause des Generals führte.

Sie gingen durch den Garten und stiegen die Treppe hinan, die Felix in früheren Tagen so oft

mit Gedanken an Marie emporgeeilt Damals erschien ihm das junge Mädchen unerreichbar wie die Sterne, das in unendlichen Fernen glänzende Ziel seiner höchsten eifrigsten Strebungen. Jetzt hatte ein Moment ihn ohne Anstrengung auf einen Platz erhoben in gleicher Höhe mit ihr, vielleicht noch höher. Seinen Vater kannte er zwar nicht, Deutschmann hatte ihm den Namen von Wallner genannt, aber er wußte außer dem nur noch, daß seine Mutter ihn verlassen, und ob er lebend oder todt sei, hatte er diese in der kurzen Zeit seines Zusammenlebens zu fragen sich nicht getraut. — Jetzt in dem kleinen saubern ihm so vertrauten Stübchen, der arbeitenden Rose gegenüber, erschien ihm die traumhafte Veränderung seines Schicksals gar nicht mehr als ein so überschwenglich großes Glück. Die gute Muhme, die so mütterlich für ihn gesorgt, schien jetzt erst für ihn gestorben. War sie ihm doch keine Verwandte mehr, und Rose, das liebliche Geschöpf, das er mit Brudertreue im Herzen getragen, das er jetzt als Schwester mit sich nehmen wollte, war ein ihm ganz fremdes, durch alle Lebensverhältnisse von ihm getrenntes Mädchen. — Welche Opfer hatte die gute, arme, einfache Muhme seinem Glücke, seinem

Fortkommen gebracht, wie war diese süße, zarte Rose ihm so schwesterlich liebevoll entgegengekommen, ihm, dem armen Geiger; konnte er, der Sohn einer Fürstin, dem die Güter der Welt in den Schooß fielen, ihnen das, was sie für ihn gethan, auch nur annähernd vergelten?

Er fühlte sein Herz schwer werden, und reichte der emsig nähenden Rose die Hand. Sie schlug mit einem Lächeln ein, das ihm schmerzlich erschien, und wie er sich zu ihr niederbeugte, gewahrte er Thränen in ihren Augen.

Leise flüsternd machte er ihr jetzt abermals den Antrag, ihn zu begleiten und im Hause einer reichen und vornehmen Dame, die er nicht nennen dürfe, eine Heimat zu finden, in der er sie wie ein echter Bruder schätzen, lieben und pflegen könne, wo er neben ihr, und ihr in jeder Beziehung ein Bruder sein könne.

„Ich verstehe das alles nicht," entgegnete Rose, „aber ich traue Dir, d. h. ich bin fest überzeugt, daß Du die Wahrheit nach Deinem besten Wissen sprichst, aber wie sollte ich einen solchen Schritt vor den Wohlthätern meiner Kindheit und Jugend motiviren. Wie brüderlich Du mir auch gesinnt sein magst, Du bist doch nicht mein Bruder. Soll ich mit unverständiger Eile mich aus Verhältnissen reißen, die für meine Ansprüche

als ein seltenes Glück gelten können, um mit einem jungen Mann in die weite Welt zu gehen? — Was jene Dame mir auch bieten mag, Dienstbarkeit ist es doch immer, und im Hause des Herrn Generals habe ich väterlichen Schutz und in meiner schönen Gebieterin eine liebevolle Schwester."

Felix fühlte nur zu sehr, daß das verständige, junge Mädchen von ihrem Standpuncte aus Recht hatte, und da der Morgen soweit vorgerückt war, daß dies ohne Anstand geschehen konnte, bat er Rose, seine Anwesenheit dem General zu melden.

Sie kam in wenigen Augenblicken zurück, und lud ihn in das Arbeitszimmer desselben ein, wo Vollmer ihm mit allgewohnter Freundlichkeit entgegentrat.

Auch die schöne Marie erschien nach wenigen Minuten und hieß ihn herzlich willkommen. Die Blicke Beider hingen eine Weile fest aneinander und ihre Gedanken waren die nämlichen, denn Felix sah in dem schönen Mädchen das verjüngte Ebenbild seiner wiedergefundenen Mutter, während Marie in ihm den Abdruck des Bildes erkannte, das erst vor kurzem ihr Vater ihr als das des unglücklichen Fürsten, ihres Großvaters, gezeigt hatte.

In der Seele des jungen stolzen Mädchens brannte ein zehrendes Feuer in dem Gedanken an diesen und ihre unbekannte Mutter, die sie wie eine Heilige liebte und verehrte, und nur das Wort ihres Vaters, daß sie zwischen ihm und ihr wählen müsse, hielt sie zurück von der Bitte, sie zu dieser zu schicken.

Ohne das Band zu kennen, mit dem die Natur sie vereint hatte, standen die Geschwister einander gegenüber, und sobald Felix das Zimmer verlassen hatte, sagte Marie, sich ihrem Vater in die Arme werfend: „Vater, der Bruder, von dem Du mit mir einst sprachst, könnte und müßte, wenn er noch lebte, wie dieser junge Künstler aussehen.“

Der General strich sich mit der flachen Hand über die Stirn; „sprich nicht davon,“ sagte er, und seine Brust hob sich in Aufregung. „Jenes arme, der Wuth des Schicksals, dem tiefsten Elende preisgegebene Kind ist schon längst Staub, wir haben, als Praxeda zu mir zurückgeschickt ward, ja alles, alles versucht, um es aufzufinden. Der Maler Detlew starb an seinen Wunden, auch sein leichtsinniger Bruder ist so gänzlich verschollen, daß ich ihn für todt halten muß. O meine

Tochter, das Blut des Deutschen und der Polin mischt sich so wenig, als Oel und Wasser."

„Vater," flüsterte Marie, indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang, „lieber Vater, laß mich Deinen Frieden machen mit meiner unglücklichen Mutter, schicke mich zu ihr, laß mich wenigstens an sie schreiben, und ihr sagen, daß Du sie noch liebst und Du ihr vergibst und Deine Arme ihr liebend entgegenbreitest, daß Du nicht mehr durch Deine Stellung verpflichtet bist, ihren Strebungen für die Befreiung des Vaterlandes feindlich entgegenzutreten —"

Der General legte die Hand auf den Mund der Sprecherin. „Schweig!" rief er ernst, „Du weißt nicht, was Du aussprichst, so lange mein Herz schlägt, wird es für deutsche Art und Sitte schlagen. Die Theilung Polens war ein Act der Ungerechtigkeit, ich leugne das nicht, aber die Germanisirung Polens ist jetzt eins mit der Civilisirung. Der polnische Edelmann mag ein Ritter sein, aber kein Pole ist ein — Bürger. Der letzte Rest des Mittelalters hat sich in Polen verschanzt, wo noch der Leibeigne vor seinem Herrn im Staube kriecht. Wehe uns Deutschen, wenn die von den Polen erstrebte Freiheit uns in diesen Gegenden nicht

mehr zu Nachbarn, sondern zu Unterthanen, zu Sclaven dieser Sarmaten machte. — Nein! nein, mein Kind! bis zum letzten Hauche meines Lebens werde ich kämpfen für deutsches Regiment, auf diesem Grund und Boden, der deutsch ist, weil deutscher Fleiß ihn cultivirte. Die deutschen Ordensritter regelten den Lauf der Weichsel und gaben dem wilden Strom Dämme. Friedrich der Große baute den Canal, der eine Ader neuen Lebens für diese Gegenden wurde, die Kunststraßen wurden von Friedrich Wilhelm dem Dritten, die Eisenbahnen von seinem Sohne erbaut. Deutsche Fürsten waren es auch, die Wissenschaft und Bildung durch Schulen verbreiteten und dem Protestantismus eine bleibende Stätte gründeten.

„Als Jüngling mit heißem Blute konnte ich eine Polin lieben, wäre sie mein Weib in deutscher Art: aufgehend in mir und ihren Kindern, so hätte der Segen Gottes auf unserem Bunde geruht, aber sie zog die Rolle der polnischen Heldin der einfachen einer deutschen Hausfrau und Mutter vor, und möge mich Gott verlassen, wenn ich um ihretwillen die heiligsten Mannespflichten verlasse."

„Aber Vater, lieber Vater," entgegnete Marie,

naiv, „ist nicht die Liebe das einzige Bindemittel, das Gott der Menschheit gegeben; wenn Liebe Mann und Weib vereint, so ist es gleichgiltig, welcher Nation der einzelne angehört."

„So dachte ich auch einst," sagte der Vater mit zitternder Stimme, „so fühlte das deutsche Herz, das darum so oft geschmäht und verunglimpft wird. O meine Tochter, nur der Deutsche kennt die ganze Heiligkeit des Familienlebens, weil seine Vaterlandsliebe im Familienboden wurzelt," und die Arme zum Himmel streckend rief er: „O Praxeda, Praxeda! Du hast mein und Dein Glück dem Phantom geopfert, das Du Polens Freiheit nanntest." —

Felix saß indeß neben Rose in dem kleinen trauten Stübchen, und bestürmte sie mit Bitten, ihm zu folgen, er ahnte nicht, wie sehr ihr eigen Herz sein Bundesgenosse war und daß nur die Furcht, die Gefühle desselben zu verrathen, sie zum Widerstande entschlossen machte.

Sie wußte ja nichts von der Veränderung des Schicksales ihres Verwandten und sah in ihm nur den Künstler, der sich dem Ziele seines Strebens muthig und mit Erfolg zu nähern begann. Sie sah in ihm

den entzückten Liebhaber ihrer jungen, schönen Herrin und glaubte guten Grund zu haben, von der Gegenliebe derselben überzeugt zu sein.

Als man den Virtuosen zur Tafel des Generals abrief, blieb das arme Kammermädchen auf ihrem Stübchen, und Thränen, deren ganze Bitterkeit nur Gott kannte, strömten über ihre erbleichten Wangen.

„Ich beneide sie nicht, Du weißt es, allgegenwärtiger Gott, Du weist es, Geist meiner verklärten Mutter! — dachte sie; — gib mir Gelegenheit, durch mein Thun zu zeigen, wie gern ich jedes Opfer bringen möchte, ihn und sie zu beglücken, ich fühle ja nur das Leid meines eigenen Daseins, das nicht einmal ein Opfer für ihr Glück ist. O könnte ich sie vereinen durch meinen Tod!" — Da durchzuckte sie wie ein Blitz der Gedanke, daß sie vielleicht durch ihr Leben etwas zum Glücke Felixens und zu seiner spätern Vereinigung mit Marien beitragen könne. Ein Lächeln flog über ihr Angesicht, das jeden Zug desselben zu einer engelhaften Schönheit verklärte. — „Ich habe mich besonnen, Felix," rief sie dem Eintretenden entgegen, „ich gehe mit Dir, und will in Deiner Nähe bleiben, um ein wenig auf Dein Soll und Haben zu achten. Künstler sind fast

immer schlechte Wirthe, und ein Mann bedarf allezeit der hilfreichen weiblichen Hand, um mit wenigem Gelde sich in allen Aeußerlichkeiten bei Ehren zu erhalten." — Er küßte ihr lebhaft die Hand. „Es wird Dich nicht reuen, Du herzliebes Röschen," sagte er liebevoll, und das junge Mädchen meinte des Beifalles ihrer Mutter gewiß zu sein, die ihr einst gesagt hatte: werde von ganzem Herzen seine Schwester, Geschwisterliebe ist auch ein schönes Gut. —

Felix verstand es, die Einwendungen des Generals und Mariens zu widerlegen, und als der Abend sank, als in Mariens Gesellschaftszimmer Rose beim Aufputzen des Christbaumes half, um den sich bald eine Gesellschaft armer Nachbarskinder versammelte, nahm sie schon in ihrem Herzen Abschied von ihren früheren Lebensverhältnissen und den Schützern ihrer Jugend. In derselben Nacht noch packte sie, und am frühen Morgen des Christtages stand sie neben Felix auf dem Perron und sah den Zug heranbrausen, der sie ihrer Heimat entführen sollte.

Rose war noch nie gereist, sie saß an Felixens Seite, in einem Waggon erster Classe, wie in einem Traum, und sah Felder und Wälder an sich vorüber-

fliegen und die Bahnwächter vor ihren Häuschen dem vorüberbrausenden Zuge die Honneurs machen.

Felix hatte mit ihr allein sein wollen, um sie über die Verhältnisse, so viel er durfte, aufzuklären. Sie hörte aus seinem Munde, daß er sie zu seiner Mutter brächte, die eine Dame vornehmen Standes, reich, mächtig und liebevoll sei, und es versuchen wolle, die Wohlthaten, die ihr Sohn einst empfangen, der Tochter seiner Wohlthäterin zu vergelten. Rose sah sich am Abend desselben Tages der Fürstin Praxeda gegenüber, an dessen Morgen sie weinend sich von Marien getrennt hatte. Sie hatte sich auf eine dienende Stellung vorbereitet, und ihr Staunen, ihre Verwunderung wurde zur Angst, als sie in der glänzenden Wohnung der Fürstin die Zimmer betrat, die der Haushofmeister ihr als die ihrigen bezeichnete. — Es waren drei, ein großes, hohes helles Wohnzimmer mit der Aussicht auf die Straße, dahinter eine hübsche Garderobe und neben derselben ein Schlafzimmer, in dem sich alles Nothwendige und Wünschenswerthe, nur kein rechtschaffenes Bett befand; statt dessen stand da ein Sopha mit rothem Saffian überzogen und in der Garderobe hatte sie ein großes seidenes Kissen mit Batist-Ueberzügen und

Spitzengarnirung, eine seidene Steppdecke und feine Batist-Betttücher bemerkt. Sie sah ein, daß man beabsichtige, sie in polnischer Art und Weise schlafen zu lassen, und fürchtete sich nicht wenig vor der Nachtkühle, in der sie das gewohnte Federbett entbehren sollte. Eiligst kleidete sie sich an, um sich der Dame, welche Felix seine Mutter genannt hatte, vorstellen zu können. Das einfache, schwarze Tafftkleid, ihr höchster Putz, stand der schlanken, feinen Gestalt sehr gut und hob die Feinheit ihres bernsteinfarbigen Teints ganz besonders hervor, auch hatte sie die Freude zu hören, daß Felix, als er nach einer halben Stunde kam, um sie zu seiner Mutter zu holen, mit leuchtenden Augen sagte: „Du bist bildschön, Röschen, wie wird meine Mutter sich der Schwester ihres Sohnes freuen."

Die Fürstin empfing sie gütig, und freute sich besonders, als Rose ihr auf ihre höfliche deutsche Anrede eine Antwort im feinsten Polnisch gab, das sie theils von Marien und dem General, theils durch fleißiges Studium gelernt.

„Man sagt, die Mehrzahl der deutschen Damen würde bellen müssen, wenn sie nicht der deutschen

Sprache mächtig wären," sagte die Polin, und Rose entgegnete mit tiefem Erröthen: „Es ist auch nur ein besonderer Glücksfall, der mir die Gelegenheit gab, das Polnische zu erlernen, die deutschen Mädchen aus dem Mittelstande müssen sich meistens so früh als Gehilfinnen ihrer Mutter in der Küche, mit Nähterei für die Familie und anderen häuslichen Arbeiten beschäftigen, daß ihnen fast nie Zeit bleibt, sich Sprachkenntniß und sonstige höhere Bildung zu verschaffen."

„Ja," entgegnete die Fürstin, „darum ist die Frau auch des deutschen Mannes erstes Hausthier, nicht seine Gefährtin und Freundin."

Die Wangen des jungen Mädchens färbten sich mit dem tiefsten Purpur. „Meine brave Mutter war, so weit meine Erinnerungen reichen, die treueste Gefährtin, die liebevollste Freundin meines seligen Vaters," sagte sie mit leiser, aber fester Stimme, „aber aus Liebe war sie auch seine sorgsame Dienerin und die treue Verwalterin seines kleinen Erwerbes."

„Ich beabsichtigte nicht, Ihnen nahe zu treten, mein Kind," sprach die Fürstin mit Güte, „Ihre Mutter ist gewiß eine außergewöhnliche Frau gewesen, deren heller Geist ihrem liebevollen Herzen gleichkam,

hat sie doch mit der Liebe einer Mutter für meinen ihr fremden Sohn gesorgt, so daß ich ihn mit Genugthuung, mit mütterlichem Stolze meinen Sohn nennen kann."

„Sie betrachtete ihn als das Kind ihrer einzigen geliebten Schwester," sprach Rose.

„Und zeichnete mir darin meine Stellung gegen Sie, mein liebes Kind, vor. — Felix bleibt der Sohn Ihrer Tante, nur ist diese Tante nicht mehr die arme Predigerwitwe Fink, sondern die Fürstin Lugumirczka, und das Glück meiner Schwestertochter wird mir stets am Herzen liegen."

Sie drückte bei diesen Worten einen Kuß auf Rose's schöne Stirn und ein Klingelzeichen rief in wenigen Augenblicken eine Anzahl Leute in das Zimmer, von denen Rose nicht begreifen konnte, wie sie Platz fänden in dem mittelmäßig großen Hause, das nur ein Absteigequartier der Fürstin und ihres Hofstaates für die kurze Zeit war, in der ihre Geschäfte sie in Posen festhielten.

Rose an die Hand nehmend, stellte sie das junge erröthende Mädchen als ihre Nichte allen Anwesenden vor, befahl sehr ernst den Befehlen des Fräuleins

willigen Gehorsam, jedem ihrer Wünsche Aufmerksamkeit zu erweisen und winkte einem hübschen jungen Mädchen, das sie als Panna Rose's Dienerin ihr förmlich übergab.

Die kleine Thekla küßte den Rocksaum ihrer neuen Gebieterin und empfahl sich in polnischer, französischer und deutscher Sprache ihrer Gnade.

Von dieser Stunde an lebte die arme Blumenmacherin, das ehemalige Kammermädchen Mariens, wie in einem Märchen. — Felix gab ihr Unterricht im Clavierspiel, dessen Grund schon Rosen's verstorbener Vater mit gutem Erfolg gelegt hatte, englische und französische Lehrer nahmen mehrere Stunden ihres Tages in Anspruch, und die Beschäftigung mit der zierlichen Kunst des Blumenmachens füllte den Rest der Zeit, die sie nicht etwa im Theater und Concerten zubrachte.

Der Gedanke, ihrem armen und strebsamen Verwandten nützlich sein zu können, war freilich wie eine Seifenblase zerplatzt, aber sie war mit ihm unter einem Dache, ein Gegenstand seiner freundlichsten Aufmerksamkeit und viel in seiner Gesellschaft, und sie

vergalt ihm seinen Musikunterricht in der wohllautenden Sprache seiner Mutter.

So verstrich der Winter, der erste Frühlingshauch löste das Eisband der Weichsel, es war Ostern herangekommen, ein großer Festtag für den Haushalt der Fürstin, wo man sieben Wochen gefastet hatte.

Die Tische wurden im Gesellschaftssaale zum Osterfrühstück gedeckt. Ein katholischer Geistlicher ging durch alle Gemächer und weihte die Speisen für Gäste und Dienerschaft, und Rose trat bald, nachdem er zur Fürstin gegangen, an die schön geschmückte Tafel, sich dieselbe zu betrachten und vielleicht auch ein wenig nach den Geräthen zu sehen, die sich in diesem glänzenden Haushalte nicht eben durch musterhafte Sauberkeit auszuzeichnen pflegten.

Sie bemerkte verschiedenes, das abgeändert werden mußte, wenn man mit Appetit sich der Löffel und Teller bedienen sollte, und rief ihre jugendliche Dienerin, damit sie ihr bei der Reinigung dieser Sachen eilig Beistand leiste. Indem sie beide noch beschäftigt waren, rief Felix Rose in ein Nebenzimmer, um ihr eine feine Goldkette und vortreffliche kleine Uhr zu übergeben, die er für sie zum Ostergeschenke gekauft hatte.

Thekla benützte die Abwesenheit ihrer Herrin, griff mit der Hand in eine Schüssel mit bereits geschnittenem Rehbraten und fuhr mit dem erbeuteten Bissen in den Mund. Aber es kam nicht zum Hinunterschlingen, denn die Hand der Fürstin, die durch das Nebenzimmer hinter ihr leise hereingetreten war, legte sich schwer auf ihre Schulter, ein Klingelzeichen rief den Haushofmeister, dem die erzürnte Herrin zwei Worte zurief, welche alles Blut aus den Wangen der Näscherin vertrieben, und als einige Minuten später Rose nach ihrem Schlafzimmer hinaufgegangen, sah sie aus dem Fenster desselben in dem düsteren, unsauberen, kleinen Hofe ihre jugendliche Dienerin an einen Pfahl gebunden. Die Oberkleider waren dem armen Geschöpf abgerissen und die schweren Hiebe einer Riemenpeitsche, die ein zähnefletschender Reitknecht führte, fielen hageldicht auf die entblößten Schultern.

Das einstige deutsche Kammermädchen zuckte bei diesem Anblick in tödtlichem Entsetzen zusammen. Einem augenblicklichen Impulse nachgebend, flog sie hinab zu der Fürstin, die im Gesellschaftszimmer und bereits von verschiedenen Gästen umgeben war.

Mit zitternden Lippen, mit fliegendem Busen

berichtete sie, was sie gesehen. Die polnische Dame zuckte die Achsel und flüsterte, daß die kleine Diebin eine verdiente Strafe auf ihren ausdrücklichen Befehl leide, da aber auch Felix seine Fürbitten mit denen Rose's vereinte, so ließ die Fürstin hinab sagen, daß man die Verbrecherin losbinden möge.

Der Ostertag war von ungewöhnlicher Schönheit, mild und klar wie ein Maitag. Vom Morgen bis Abend gingen Gäste im Hause der Fürstin ab und zu und es erschien selbst der auf solche Dinge wenig achtenden Rose sehr seltsam, daß die Fürstin mit verschiedenen Männern in sehr ernsten, eifrigen Gesprächen verkehrte, eine Menge von Briefen empfing und sofort beantwortete, die nicht der Post, sondern reitenden Boten von der Dienerschaft übergeben und nach verschiedenen Gegenden abgesendet wurden. —

Schon im verwichenen Herbste in Bromberg hatte man von Unruhen gesprochen, die sich von Neuem in Polen verbreiteten, und mit zunehmender Angst dachte die junge Deutsche an die Möglichkeit, daß auch ihre Beschützerin in diese hoffnungslosen Angelegenheiten verwickelt sein könne.

Am frühen Morgen des zweiten Ostertages ward Rose zur Fürstin gerufen.

Sie fand dieselbe in einem Morgenmantel, das volle, leicht ergraute Haar unter eine Spitzenhaube gestrichen.

„Kommen Sie zu mir, mein Kind,“ sagte die Dame mildester Güte, „hier setzen Sie sich an meine Seite, und antworten Sie mir, wie sie Ihrer Mutter antworten würden: Sie lieben meinen Sohn!“ —

Eine Flammenglut stieg auf die bleiche Wange des Mädchens, und mit einer Heiterkeit, die die schöne Matrone noch unendlich verschönerte, streichelte die Fürstin die Hand Rose's, die sie zwischen den ihrigen hielt. —

„Hören Sie mich wohl an, meine liebe Kleine, und begreifen Sie, was ich sage: Felix ist zwar von mütterlicher Seite polnischen und fürstlichen Blutes, aber er ist darum weder Pole, noch Fürst, und seine deutsche, bürgerliche Erziehung würde ihn weder befähigen, die erhabene Stellung, zu der ich ihn heben könnte, auszufüllen, noch würde er durch dieselbe beglückt werden. — Er ist ein Künstlergemüth und alle seine Sympathien sind deutsch. — Wohlan denn,

liebe Kleine, beglücken Sie ihn durch Liebe. In Verhältnissen, die es ihm voll gestatten, allen seinen künstlerischen Neigungen Genüge zu thun, wird sein durch Liebe befriedigtes Herz das Glück finden, das ich nie, nie gekannt. Ich habe mein Lebensglück dem Bemühen zum Opfer gebracht, ein deutsches Männerherz zum Interesse für Freiheit und Recht für die Befreiung Polens zu gewinnen, das meines Sohnes muß mir heilig sein! Er soll das Glück finden in seiner Weise, und der Segen einer Mutter soll Euch begleiten."

„Um Gottes Willen, gnädigste Frau!" sagte Rose, ihre Hand auf den Arm der Sprechenden legend, „Sie gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Wie theuer mir auch Felix sei, ich betrachte ihn, wie er mich — mit geschwisterlichen Gefühlen, er selbst, er liebt eine andere, liebt sie vom ersten Anblick, meine Wohlthäterin, meine Freundin, ein Wesen schön und gut wie die Engel, und ihm an Stand und Verhältnissen gleichstehend, Marie, die Tochter des General Vollmer."

Die Fürstin saß eine Weile schweigend, das Gesicht in die Hände begraben, dann blickte sie fest in Rose's Augen und flüsterte tonlos: „das wolle Gott nicht!"

Am folgenden Morgen befanden Felix, seine Mutter und Rose sich auf dem Wege nach Bromberg.

„Ich hätte nimmer gedacht, diesen Ort anders wieder zu sehen, als an der Spitze der siegreichen Polen," sagte die Fürstin, als der Zug an der grünen Baumwand vorüberbrauste, welche die Ufer des von Friedrich dem Großen angelegten Canals so freundlich macht. — „Doch muß es sein, denn auch eine Tochter Polens kann, das weiß ich jetzt, in Lagen kommen, wo die Erfüllung ihrer Privatpflichten denen gegen das Vaterland vorhergehen darf, ja vorhergehen muß."

Mit einem seltsamen Gefühle, das sein Herz bisweilen mit Glut durchzuckte, und dann wieder mit Eiseskälte überrieselte, betrat Felix, diesmal seine Mutter am Arm führend, den Perron; freudig sprang sein schöner Hund ihm entgegen, den man als das Eigenthum der vornehmen polnischen Herrschaft sogleich aus der Haft des Thiercoupées entlassen hatte, und rannte bellend neben dem eleganten Wagen her, der die Fürstin erwartend, schon auf dem Bahnhofe gewesen, als der Zug ankam.

Beide, sowohl Felix, als Rose, befanden sich wie in einem Traum, als derselbe vor ihrer früheren Heimat hielt und General Vollmer todtenbleich an den

Schlag trat, und die stolze Dame an seinem Arm in das stattlichste Gesellschaftszimmer des Hauses führte.

Aber die Fürstin hatte, als sie den Arm ihres Gatten annahm, ihre stolze Haltung verloren. Sie bebte! Ihre sonst stets noch schönen Züge schienen eingefallen und eine fahle Blässe lag auf ihren Wangen.

Eine Weile schwiegen beide, nach Fassung ringend, die Praxeda zuerst zu finden schien, denn sie nahm das Wort und sagte, obgleich anfangs mit bebender Stimme, doch allmälig ruhiger werdend: „Sie werden es natürlich finden, daß nur Verhältnisse von höchster Wichtigkeit mich an einen Ort zurückführen können, aus dem Ihr Wille mich einst vertrieb."

„Ich habe keine Antwort darauf," entgegnete der General, „als daß es Ihnen bewußt sein muß, daß das Haus eines deutschen Edelmannes und preußischen Officiers kein Aufenthalt für Hochverräther sein darf."

„Gut," entgegnete sie mit voller Festigkeit, „wir handelten beide nach unserm Gewissen, und unsere Ueberzeugungen führen unsere Lebenswege auf ewig auseinander, aber die Natur knüpfte zwischen uns ein doppeltes, unzerreißbares Band, wir haben zwei Kinder." —

„Eines nur,“ entgegnete der General dumpf.

„Ich bringe Ihnen das andere, einen hoffnungsvollen Sohn, den Sie liebten, da er Ihnen als Fremder entgegentrat, unsere Tochter ließ ich Ihnen, als Sie mich verstießen und ich ging, um meine Lebenskraft dem Vaterlande zu weihen. — Ich bringe Ihnen als Sühne ein drittes Kind, die Braut dieses Sohnes, ein junges, deutsches Mädchen, das ihn liebt, und das er lieben lernen wird, sobald er weiß, daß diejenige, nach der sein getäuschter Blick bisher schaute, seine einzige Schwester ist.“

„Um Gottes Willen, gnädigste Frau, sprechen Sie die Wahrheit, — Felix Fink —“

„Ist unser Sohn, — das Kind, das ich der zweifelhaften Barmherzigkeit eines trunkenen Sclaven überlassen mußte, als man meinen edlen Vater und mich gegen alles Völkerrecht, ja mich sogar ohne Urtheil und Recht, vom Boden meines neutralen Landes in die Wildnisse Sibiriens schleppte. Gott war barmherziger als der Kaiser, gerechter als die Obrigkeiten dieser geknechteten Länder. Er ließ ein elendes Kindlein sterben, damit ein deutscher Geistlicher zum Troste seiner Gattin, zum höchsten Glück unseres Kindes, sich

des elenden Verlassenen annahm. Unser Sohn ist durch die Barmherzigkeit, durch seltene Opfer guter Menschen Alles geworden, was Sie sich wünschen können, ein Künstler von hohem Talent, der sich durch sich selbst in Kurzem einen großen Namen gemacht hat, dem Sie den Ihrigen ohne Furcht anvertrauen können; aber er ist ein Deutscher, und mir, seiner polnischen Mutter, für immer verloren."

„O Praxeda, Praxeda!" sagte der General, beide Hände seiner Gattin ergreifend und an seine Lippen ziehend, „laß dies hohe, ungehoffte Glück Ihr stolzes Herz erweichen, bleiben Sie bei uns, bei Gatten und Kindern — Sie lieben uns, ja Sie haben nichts weiter auf der Welt, als uns, seien Sie noch am Abend Ihres Lebens das Höchste, das Schönste, was ein Weib sein kann, eine glückliche und beglückende Gattin und Mutter."

Die Fürstin hatte sich bei dieser flehenden Bitte von ihrem Sitze erhoben, und stand in majestätischer Haltung vor dem ganz zusammengesunkenen Gemahl.

„General von Vollmer" sagte sie, als er mit thränenfeuchtem Auge endlich schwieg, voll tiefen Ernstes, „ich, Praxeda Fürstin Lugomirczka, eine

Tochter des Piasten, habe Dich in den abgewelkten Tagen meiner schweren Jugend geliebt, heiß und treu geliebt, ich verließ Dich mit gebrochenem Herzen, weil nur ich, die Tochter, allein auf der Welt, es möglich machen konnte, meinen edlen, großherzigen Vater zu retten, und ich hätte ihn gerettet ohne schmählichen Verrath Deiner Landesleute.

Ich kehrte zu Dir zurück, als der erhabene Märtyrer ausgelitten. Nur um Vater und Vaterland verließ ich den Mann, den ich liebte, und was thatest Du, da ich Dir das Heiligste, was meine Seele kennt, die aufdämmernde Hoffnung, mein edles Polen zu befreien, anvertraute?"

„Meine Pflicht als Edelmann und Officier," entgegnete Vollmer dumpf.

„Du verriethst mein Vertrauen, dem Phantom Deiner Officiersehre zum Opfer. Du jagtest Dein Weib, die Mutter Deiner Kinder, nach London, während mein Platz in meinem Vaterlande oder an Deiner Seite gewesen wäre."

„Ich schützte Dich, so gut ich's vermochte, vor den natürlichen Folgen Deiner politischen Schwärmerei." —

Ein verächtliches Lächeln flog über die Züge der Fürstin.

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen, sie ist todt und dahin, und wir Beide stehen am Rande des Grabes. Freuen Sie sich des Sohnes, den ich Ihnen bringe, segnen Sie ein Band, das eine tiefe Schuld der Dankbarkeit tilgen und zwei Menschen glücklich machen wird, lassen Sie mich unsere Tochter sehen und segnen, und dann sagen Sie mir wie ich Ihnen vergebend Lebewohl für ewig! Wo sind Rose und Felix?"

„Sie traten nicht mit uns ein," entgegnete der Hausherr, der rasch das Zimmer verließ, und in der nächsten Minute erschien an seiner Stelle Marie, die sich schluchzend in die ausgebreiteten Arme ihrer Mutter warf.

Die Fürstin hielt das schöne Mädchen eine Weile fest umschlungen, dann aber sagte sie, ihr zärtlich in die Augen blickend: „Ich bringe Dir einen Bruder, mein Kind, und eine Schwester, die Du beide schon lange kennst und liebst."

„Felix und Rose," rief Marie mit unverkennbarem Jubellaut, daß die Mutter jede Furcht vor einer Verletzung des Herzens ihrer Tochter sogleich verlor. —

„O das war der höchste Wunsch der wackeren alten Frau Goldau, die mich und Rose mit gleicher Mutterliebe erzog und nur in der einen Beziehung fehlte, daß sie ihr Kind schon im Spiel zu meiner Dienerin, mich dadurch frühe hochmüthig machte. Rose, so gut, so schön, verdient den Platz, auf welchen Ihre Großmuth, theuerste Mutter, sie erhebt."

„Ich bezahle nur eine Schuld," entgegnete die Fürstin, „denn Rose's Mutter erhob meinen Sohn, Deinen Bruder, zur Menschenwürde; ohne sie, der ich kein Wort des Dankes mehr sagen kann, wäre Dein Bruder ohne Erziehung aufgewachsen, jetzt nicht mehr fähig, eine solche zu empfangen, auch war es diese würdige Frau, die mir stets Nachricht von Dir, mein Kind, gab, die Dich erzog und Deinem Vater Stütze und Freundin war." —

Der General war indeß mit Felix am Arme eingetreten und Marie warf sich mit der freudigen Frage: „Wo ist Deine Braut, mein Bruder?" an die Brust des jungen Mannes.

„Ich gehe sie zu holen," sagte der Vater zu Praxeda gewendet, „sie kann es noch nicht fassen, daß wir Gatte und Gattin und diese Beide Geschwister sind."

Am Abend saß die lange getrennte Familie beim flammenden Kaminfeuer in Liebe vereint. Vollmer und Prazeda sprachen ohne Bitterkeit von der Vergangenheit. Felix hielt die zitternde Rose an seiner Brust und reichte Marien von Zeit zu Zeit mit tiefer Innigkeit die Bruderhand. Da schlug die Uhr auf der Marmorconsole im Zimmer neun und ein Wagen rollte vor der Hausthüre..

Die Fürstin erhob sich und reichte ihren Kindern die Hände. — „Mit Gott nun, das ist die Stunde der Trennung, der Mutter Segen begleite Euch durch's Leben," sagte sie, und ihre Stimme bebte nicht bei den Abschiedsworten.

Herr von Vollmer war aufgestanden, und ergriff ihre Hand: „Muß es denn sein, Prazeda?" fragte er tief bewegt, „kannst Du, willst Du nicht einen friedlichen glücklichen Lebensabend im Schooße Deiner Familie verleben, die Dich auf Händen tragen würde."

„Es muß!" entgegnete sie fest; „seid glücklich in Eurer Weise, und laßt mich mein Leben beschließen, wie ich es begonnen, als Polin."

„Diese Kinder, die ich gebar, ohne sie zu erziehen, sind Deutsche, wie das Land jetzt ein deutsches ist, das

ursprünglich Polen war. Deutscher Fleiß und die Weisheit deutscher Fürsten haben es dazu gemacht. Seid glücklich, und möge Gottes Segen auch auf dem Landstriche ruhen, der, wie meine Kinder von polnischer Geburt, doch durch Erziehung deutsch wurde. Mich ruft mein geknechtetes Vaterland, und die letzte Kraft meines Daseins soll wie mein letzter Lebenshauch meinem Polen gehören."

Sie riß sich los und im nächsten Augenblick hörten die zitternd Zurückgebliebenen das Davonrollen ihres Wagens.

General Vollmer schloß seine beiden Töchter in die Arme, und reichte seinem Sohn die Hand. „Deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutsche Art und Kunst sei immer auf diesem Boden," sagte er mit einem Blick nach oben, und setzte dann hinzu: „Aber wir wollen den letzten Wunsch Deiner Mutter so schnell als möglich erfüllen, Deine Hochzeit mit Rose erleide keinen Aufschub."

Felix zog die Erröthende an seine Brust.

Am Tage nach der Hochzeit hörten sie die erste Kunde von dem neuen Aufstande in Warschau.

Pfannenschmidt, Julie,

An der polnischen Grenze Ein Lebensbild von Julie Burow. <Frau Pfannenschmidt.>

Wien [1861]